

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Fontane-Blätter

Halbjahresschrift

Potsdam, 2011

Literaturgeschichtliches, Interpretation, Kontexte

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-10362

Literaturgeschichtliches Interpretation Kontexte

Die Literaturgeschichte ist eine Disziplin, die sich mit der Entwicklung und dem Wandel von literarischen Werken und Stilen über die Jahrhunderte hinweg beschäftigt. Sie untersucht die Zusammenhänge zwischen literarischen Texten und den gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Kontexten, in denen sie entstanden sind. Ein zentraler Aspekt der Literaturgeschichte ist die Analyse der literarischen Form und der Darstellungsweisen, die von den Autoren verwendet werden. Dabei spielen die Frage nach der Intention des Autors und die Wirkung des Textes auf den Leser eine wichtige Rolle. Die Literaturgeschichte ist eine interdisziplinäre Disziplin, die eng mit anderen Bereichen der Geisteswissenschaften wie der Sprachwissenschaft, der Kulturwissenschaft und der Sozialwissenschaft verbunden ist. Sie liefert wichtige Erkenntnisse über die menschliche Kultur und die Rolle der Literatur in der Gesellschaft.

»... dem erhabenen Freunde der Soldaten«.
»Theodor Fontanes«, »Preußens Held« und
»Preußens Helden«

HUBERTUS FISCHER

»Wer ist Theodor Fontane?«, fragt Georg Wolpert in Heft 88 der *Fontane Blätter*, um damit die Verfasserschaft eines von ihm aufgefundenen raren Büchleins aufzuklären.¹ Die Antwort scheint nicht ganz einfach zu sein. Sicher ist nur, daß Theodor Fontane – ohne Schluß-s – *keine* »Militärschule« besucht hat, wie manch anderer seiner Zeitgenossen, der eben auch hätte schreiben können, was der Verfasser und Herausgeber des Bändchens *Geschichte des Preußischen Staates in Chronologischen Tabellen* (Schweidnitz: Heege 1842) im Vorwort geschrieben hat:

»Obgleich der gediegensten Werke von Preußens Geschichte eine bedeutende Anzahl vorhanden ist, so ist doch der Mangel an einer gedrängten, kurz gefaßten, dabei aber alle Begebenheiten von Wichtigkeit enthaltenden Geschichte des Preußischen Staates, besonders dem Zwecke des Selbst-Unterrichtes und der Repetition des schon Gelernten entsprechend, mehrfach gefühlt worden. Der Herausgeber selbst und dessen Kameraden, welche mit ihm gleichzeitig die Militärschule zu N. besuchten, fühlten diesen Mangel [...].«²

Die »Militärschule zu N.« muß nicht für eine preußische Militärschule in »einer Stadt mit dem Anfangsbuchstaben N«³ stehen. Der Anfangsbuchstabe kann auch einen bewußt nicht näher bezeichneten Ort meinen, wie das ein häufig eingesetztes Stilmittel im 19. Jahrhundert und, um ein bekanntes Beispiel zu nennen, etwa im Eingang zu Kleists Erzählung *Die Marquise von O...* der Fall ist: »In M..., einer bedeutenden Stadt im oberen Italien [...].«⁴ Außerdem sind »Militärschule[n]« nicht mit »Kadettenkorpsanstalten«⁵ gleichzusetzen, denn das militärische Erziehungs- und Bildungswesen in Preußen war reicher gegliedert, in das Militärwaisenhaus, in Kadettenanstalten, Divisionschulen, Kriegsakademie etc.

Zu Fontane führt dieser Weg über das militärische Schulwesen offensichtlich nicht, aber es gibt eine Spur, die zu einer anderen Person aus seinem zeit-

weiligen räumlichen Umfeld führt. Diese wurde Jahre später eine der meist-skandalisierten Personen der Berliner Revolution und ist als Inbegriff des »Demagogen« in die Annalen des Jahres 1848 eingegangen: der Publizist und Redner, ehemalige Offizier und zeitweilige Schauspieler Friedrich Wilhelm »Alexander« Held (1813–1872) [Abb. 1].⁶ Als während der Vorbereitungen zur Wahl des Kommandeurs der Bürgerwehr Anfang Juni 1848 auch der Name Helds öffentlich – wie in der *Vossischen Zeitung* – genannt wurde, erhob sich ein Sturm der Kritik in Plakaten und Artikeln:

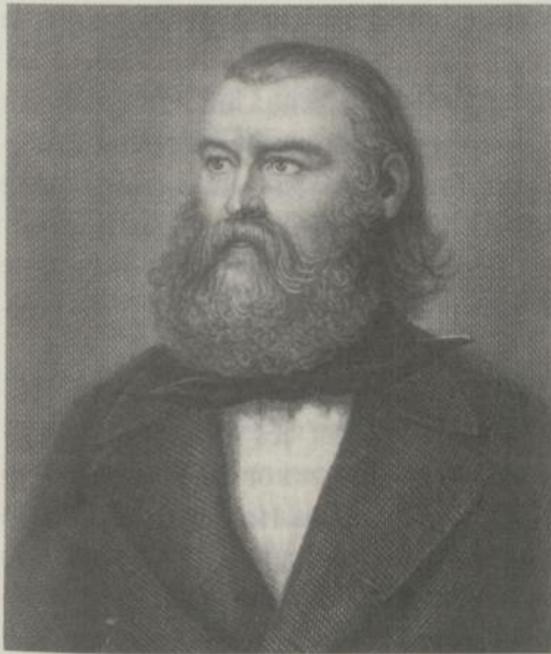


Abb. 1: Friedrich Wilhelm Held (1813–1872). Druckgrafik nach einem Stich von Metzgeroth. Aus: Kurt Koszyk, *Publizistik und politisches Engagement*. Münster 1999, S. 132.

»Auf die Vorwürfe einer Gesinnungsänderung, die ihm mit Rücksicht auf eine von ihm herausgegebene und ›Sr. königl. Hoh. dem Prinzen von Preußen, dem erhabenen Freunde der Soldaten, in Verehrung und Unterthänigkeit‹ gewidmete Schrift gemacht worden, erwiderte er, daß er diese Schrift: ›Preußens Helden. Biographische Monumente für Preußens brave Soldaten‹ im Anfang des Jahres 1841 veröffentlicht, ›bald nach der Thronbesteigung des regierenden Königs, gerade zu der Zeit, da Niclas Becker sein Rheinlied dichtete, und jeden Augenblick der Ausbruch des Krieges gegen Frankreich erwartet wurde, also zu einer Zeit, wo die Hoffnungen von ganz Deutschland auf Preußen ruhten, und wo es für ein Verbrechen gegolten hätte, nicht Patriot, nicht Preußenfreund zu sein.«⁷

Mit dieser eigenwilligen Umdeutung – denn das Werkchen leistete umgekehrt einen Beitrag zur Immunisierung der Soldaten gegen den »Zeitgeist« durch die zielgerichtete Stärkung des »Kriegergeistes«⁸ – versuchte Held sich

den Anschein eines nationalen Patrioten zu geben, der mit *Preußens Helden*⁹ lediglich im »vaterländischen« Sinne auf die »Rheinkrise« reagiert habe. Deutlicher noch tritt die Absicht in den Folgesätzen zutage: »Unter dem Einflusse dieser Zeit und dieser Stimmung habe er zur Belebung des preußischen Patriotismus die genannte Schrift und das vaterländische Schauspiel: 1813, 1814, 1815 geschrieben; die erstere habe er dem Prinzen von Preußen gewidmet, da dieser ihm als ein ächter Soldatenfreund geschildert worden, und weil er den Soldaten eine Freude zu machen gehofft, wenn der Name des Prinzen an der Spitze des Werkchens stehe.«¹⁰ Vollends wird die Methode klar, wenn Held sich eine gewissermaßen »folgerichtige« vormärzliche Entwicklung vom »Liberalen« zum »Radicalen« zurechtlegt:

»Auch bekenne ich sehr gern, [...] daß meine politische Ueberzeugung seit dem Jahre 1841 eine andere, eine viel erweitertere geworden ist. Die Ereignisse und die Zeit haben mein Urtheil gereift. Ich war 1841 und einige Jahre nachher im gewöhnlichen Sinne des Wortes ein Liberaler, anfangs mit sehr ungeordneten und schwankenden politischen Begriffen; ich bin seit dem Jahre 1845 ein Radicaler, der da glaubt, sehr geordnete und sehr entschiedene politische Begriffe zu haben.«¹¹

Von diesen Weiterungen einmal abgesehen: Die Publikation, die Held im Revolutionsjahr, als der Prinz von Preußen über Nacht im Ruf des »Kartätschenprinzen« stand, ins Gerede brachte, hatte ihm sieben Jahre zuvor ein Häuschen beschert: »Er veröffentlicht sechs Bändchen über »Preußens Helden«, die 1841 in Erfurt erscheinen und dem Prinzen Wilhelm von Preußen gewidmet sind. Die Einkünfte aus dem Werk, das viel von Truppenteilen subskribiert wurde, ermöglichen es ihm, ein kleines Haus in Erfurt zu kaufen.«¹² Entscheidend ist nun, daß das ein Jahr später in Schweidnitz bei Ludwig Heege herausgekommene und von »Theodor Fontanes« verantwortete Repetitorium *Geschichte des Preußischen Staates in Chronologischen Tabellen* bis auf »des« statt »der« Soldaten wortwörtlich dieselbe Widmung wie *Preußens Helden* trägt: »Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen, dem erhabenen Freunde des Soldaten in Verehrung und Unterthänigkeit gewidmet [...]«¹³

Das kann kein Zufall sein. Vermutlich wollte Held das Erfolgsrezept von 1841 im Folgejahr noch einmal ausprobieren. Dafür spricht nicht nur die fast identische Widmung, sondern auch derselbe Adressatenkreis und dieselbe Konzeption. Beide Male geht es um »Preußens brave Soldaten«, und beide Male um deren »faßliche Belehrung«¹⁴. Sind es das eine Mal die ganz auf die Festigung des »Kriegergeistes« abgestimmten Kurzbiographien von *Preußens Helden*, des alten Derfflingers, des alten Dessauers, Schwerins, Winterfeldts, Keiths, Zietens und Seydlitz' sowie Blüchers, Scharnhorsts, Gneisenaus, Bülows, Yorcks, Kleists (von Nollendorf), Schills, Körners und Boyens, so ist

es das andere Mal die dazu gehörende tabellarische Übersicht über Preußens dynastische und militärische Geschichte bis 1840, dem Thronjubiläum Friedrichs des Großen und dem Jahr des Regierungsantritts Friedrich Wilhelms IV.

Aber das ist nicht alles. Held kam tatsächlich aus einer »Militärschule«, als Jugendlicher und dann während seiner eher kurzen militärischen Laufbahn. Der am 11. August 1813 in Neiße geborene Sohn eines preußischen Offiziers wurde auf die Namen Johann Friedrich Wilhelm Franz getauft. Später umgab er sich mit »einer Legende und behauptete, am 10. März 1813, dem Stiftungstag des Eisernen Kreuzes, zur Welt gekommen und nach den gegen Napoleon verbündeten Monarchen Friedrich Wilhelm und Alexander benannt worden zu sein«. Kurt Koszyk schreibt dazu weiter:

»Diese kleine Eitelkeit enthüllt einen Charakterzug, der durch Helds Bildungsgang gefördert sein mag. Das Kgl. Militärwaisenhaus in Potsdam nahm den Siebenjährigen auf, als sein Vater 1820 starb – seine Mutter, von der er vermutlich das »leichte Blut« erbt, war ihrem Gatten schon früher davongelaufen.«¹⁵

Zehn Jahre darauf, mit siebzehn, wurde Held zum Fähnrichsexamen zugelassen. »Bevor er ein Jahr später das Leutnantspatent empfängt, dient er beim 36. Infanterieregiment in Mainz und in der Divisionsschule in Trier.«¹⁶ Hier auf dürfte sich der Passus im Vorwort beziehen, der von dem gefühlten »Mangel« in der »Militärschule zu N.« spricht, dem das Repetitorium zur Preußischen Geschichte abhelfen soll. Daß dort nicht »Trier« steht, ist einfach zu erklären. Der Mangel soll als ein genereller verstanden werden, der so auch vom Verfasser und seinen »Kameraden« empfunden worden ist. Dafür spielt die *einzelne* »Militärschule« nur insofern eine Rolle, als er an ihrem Beispiel deutlich geworden ist. Außerdem hätte es wohl auch dem soldatischen Kommentar widersprochen, im Zusammenhang eines » Mangels« eine militärische Schule namentlich zu nennen.

Wie aber wird aus Friedrich Wilhelm Held »Theodor Fontanes«? Held konnte 1842 ja noch nicht ahnen, daß sich Theodor Fontane 1846 im *Soldaten-Freund* mit *Der alte Derfling* und 1847 in *Cottas Morgenblatt für gebildete Leser* mit *Der alte Ziethen*, *Der alte Dessauer*, mit *Seidlitz*, *Keith* und *Schwerin* zu Wort melden würde, eben jenen *Preußischen Feldherrn*, die er im selben Jahr 1847 noch einmal im *Soldaten-Freund* aufmarschieren ließ.¹⁷ Es waren bekanntlich diese *Männer und Helden*, die Fontanes erster Buchveröffentlichung 1850 den Titel gaben¹⁸ und die Friedrich Wilhelm Held sämtlich als *Preußens Helden* einige Jahre früher in Kurzbiographien vorgestellt hatte. Jedenfalls hätte sich vor diesem Hintergrund ein Repetitorium zur Preußischen Geschichte von »Theodor Fontanes« gut gemacht. Wenn Held gewisse Fähigkeiten hatte, und er hatte welche, hellseherische waren es nicht.

Es muß einen anderen Weg geben. Dazu muß man wieder auf die Vormärz-Biographie Helds zurückgehen, die auch sofort signifikante Anhaltspunkte bietet. Dabei kommt es weniger auf ›Beweise‹ – die gibt es nicht und kann es schwerlich geben – als auf Plausibilitätsgründe an, mit denen man in diesem Fall aber schlüssig argumentieren kann. »Vier Jahre lang hält er es in Saarlouis beim Militär aus. 1836 nimmt er seinen Abschied, um sich einer Theatergruppe anzuschließen, die von Saarbrücken aus durch Deutschland reist. Nach Engagements in Koblenz und Sondershausen sucht er, körperlich und geistig heruntergekommen, 1840 in Berlin um Domizil und Unterstützung nach.«¹⁹

Im selben Jahr könnte es zu einer ersten Namens-Bekanntheit gekommen sein. Denn Fontane veröffentlichte 1840 im *Berliner Figaro* unter seinem vollen Namen seine ersten Gedichte, immerhin zwölf an der Zahl.²⁰ Sollte Held 1841 bereits Zugang zu der in Leipzig erscheinenden Zeitschrift *Die Eisenbahn* gehabt haben, wäre ihm der Name in 13 Nummern von September bis Dezember begegnet.²¹ Als er dann im April 1842 selbst nach Leipzig zog, könnte er den Namen auch der *Zeitung für die elegante Welt* entnommen haben, in deren Nr. 146 am 29. Juli 1842 Fontanes Gedicht *Einigkeit* mit voller Namenszeichnung erschienen war.²²

Was aber sollte Held zu dieser Namensentlehnung bewogen haben? ›Vaterländisches‹ unter einem anderen Namen zu geben, war nichts Ungewöhnliches in dieser Zeit. Ludwig Kossarski (1810–1873), ein direkter Zeitgenosse Helds, veröffentlichte unter dem Namen Ludwig Jeleni eine *Galerie der vaterländischen Helden aller Zeiten* (Berlin 1840) und ging damit *Preußens Helden* unmittelbar voran.²³ Auch wenn nun im Vormärz aus vielerlei Gründen Pseudonyme gebraucht wurden, spricht doch das meiste dafür, daß Held einen sehr speziellen Grund dafür hatte, dieses Werkchen unter fremder Flagge segeln zu lassen. Zum selben Zeitpunkt, als er die *Geschichte des Preußischen Staates in Chronologischen Tabellen* veröffentlichte, 1842, befand er sich nämlich bereits im Stadium der Verpuppung zum »volkstümlichen politischen Tagespublizist[en]«. Da hätte sich eine mit dem eigenen Namen verantwortete Dedikation »*Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen von Preußen, dem erhabenen Freunde des Soldaten in Verehrung und Unterhänigkeit gewidmet*« schlecht gemacht; sie wäre nachgerade schädlich für den bereits habituell vollzogenen Richtungswechsel gewesen (Glaubwürdigkeitsprobleme hat Held danach immer wieder gehabt): »Schon hatte er das bäurisch gesunde Gesicht mit der scharfen Nase und der schräge hervortretenden Stirn über den stechenden Augen durch einen feurigen Bart umrandet; wohl möglich, daß er auch an [Robert] Blum mit übertreibender Schauspielerei die souveräne Geste des Volkmannes zu lernen suchte.«²⁵

Im Oktober 1842 kam Held mit seiner *Leipziger Locomotive. Allgemeine Intelligenz-Zeitung für Deutschland* heraus, die bereits einiges publizistisches Geschick verriet. »Anfang 1843 wandelt er den Untertitel in ›Volksblatt für tagesgeschichtliche Unterhaltung‹ um, was den preußischen Generalpostmeister, Staatsminister von Nagler, sofort zum Handeln veranlaßt.«²⁶ [Abb. 2] Die weiteren publizistischen und politischen Schicksale Helds sind hier noch nicht zu berühren.²⁷ Es bleibt vorerst nur die eine Frage zu klären: Warum gerade dieses Pseudonym?



Abb. 2: *Leipziger Locomotive. Volksblatt für tagesgeschichtliche Unterhaltung. Herausgegeben und redigirt von Held. Nr. 13, Mittwoch, 29. März. Aus: 1848. Laß Recht und Freiheit nicht verderben. Katalog. Leipzig 1998, S. 113.*

Von den möglichen Namensbegegnungen 1841/42 über den *Berliner Figaro*, die *Eisenbahn* und die *Zeitung für die elegante Welt* war bereits die Rede. Am wahrscheinlichsten ist, daß es wohl doch das Gedicht *Einigkeit*, ein politisches Gedicht, war, das die Aufmerksamkeit Helds auf den Namen gelenkt hat.²⁸ [Abb. 3] Die in Leipzig fünfmal wöchentlich erscheinende und von Ferdinand Gustav Kühne redigierte *Zeitung für die elegante Welt* war verbreiteter als der *Berliner Figaro* oder die *Eisenbahn* und dürfte auch dem ›Zeitungs-
menschen‹ Held zur Hand gewesen sein. Der Name Fontanes, der nur ein einziges Mal in dieser Zeitung erschien, war außerdem in der literarischen Welt so wenig bekannt, daß es kein Aufsehen machte, wenn man ihn ›adaptierte‹, zumal dann nicht, wenn dies an einem entlegenen Ort und bei einem wenig bekannten Verlag geschah.²⁹

Das Schluß-s kann irrtümlich sein; es kann aber auch daher rühren, daß Held wenigstens eine kleine Abweichung für notwendig erachtete. Da Held meh-

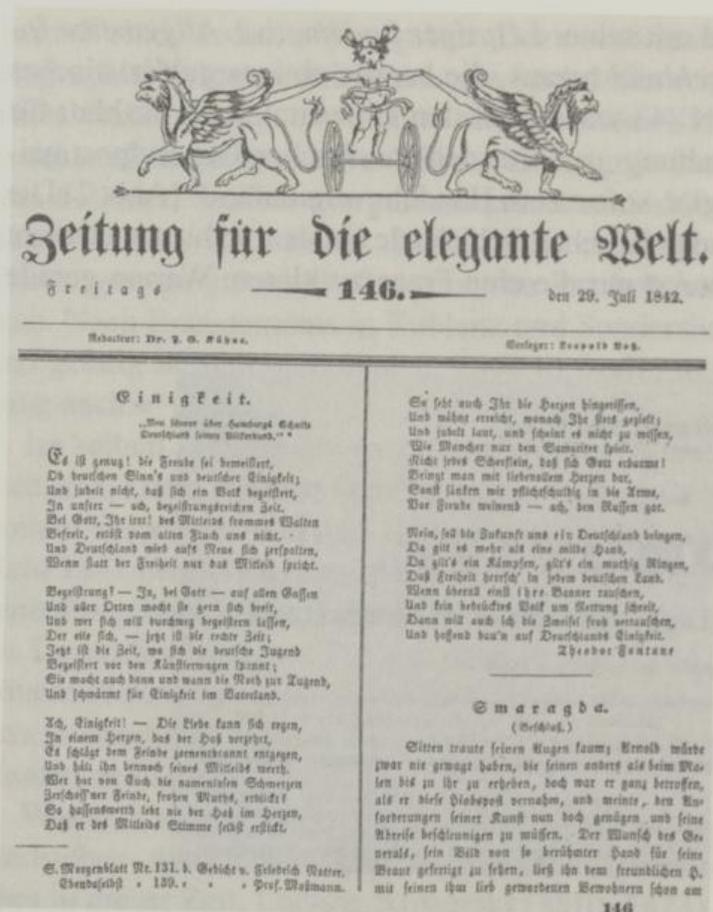


Abb 3: Zeitung für die elegante Welt. Redacteur:
 Dr. F. G. Kühne. Nr. 146, Freitag, 29. Juli 1842.
 Theodor-Fontane-Archiv.

rere Jahre in Saarlouis, das erst 1815 als lothringischer Ort von Frankreich an Preußen abgetreten worden war, gedient und gelebt hatte, dürfte ihm ein Name französischen Klangs und Ursprungs nicht fremd gewesen und ein »s« am Ende verträglich erschienen sein, da bei entsprechender Aussprache nichts am Namen geändert war. Bei den Fontanes kamen die Schreibungen »Fontanne«, »Fonttanne«, »Vontan«, »Fontán«, »Fontan«³⁰ und »Fontaine«³¹ vor; »Fontanes« ist nicht darunter.

Wenn Held sich Fontanes bediente, hat sich dann auch Fontane Helds bedient? Tatsächlich hat Held bei ihm Spuren hinterlassen. In dem Gedicht *Fester Befehl*, zwischen 1885 und Juni 1888 entstanden, heißt das »Bekenntnis«: »Ich haßte Schranzen und Fürstenschmeichler, / Glaubte beinah an Held und Eichler, / Und Herwegh, Karl Beck und Dingelsteten / Erhob ich zu meinen Leibpoeten.«³² Und in dem 1849 verfaßten humoristischen Zeitgedicht *Lieb-*

chen, komm auf die Berliner Märzrevolution lautet eine Variante (»nach Original«): »Und in Quito oder Santa Fé / Nichts noch von der Heldtischen Idee« (statt »Nichts von volksbeglückender Idee«).³³ Im ersten Gedicht bescheinigt sich Fontane im ironisch gefärbten Rückblick einen Beinahe-Glauben an den 48er ›Helden‹, der, wie angedeutet, mit seiner Berliner *Locomotive* (1. April 1848 bis 14. Januar 1849), seinen Reden und Aktionen eine der Hauptfiguren und umstrittensten Publizisten der Berliner Revolutionszeit wurde. Das Zeitgedicht drückt die Distanz zum »Heldtischen« noch deutlicher aus.

Was aber gänzlich übersehen wurde: Fontane hat eine seiner komischsten Romanfiguren mit »Heldtischen« Zügen ausgestattet: »[...] dieser Vogelsang, dieser Lieutenant a. D. und agent provocateur in Wahlsachen«.³⁴ So Kommerzienrat Treibel im Selbstgespräch. Der Erzähler läßt uns überdies wissen:

»[...] stand es für jeden mit militärischem Blick nur einigermaßen Ausgerüsteten fest, daß er seit wenigstens dreißig Jahren außer Dienst sein müsse. Denn die Grandezza, mit der er daherkam, war mehr die Steifheit eines alten, irgendeiner ganz seltenen Sekte zugehörigen Torf- oder Salzinspektors als die gute Haltung eines Offiziers.«³⁵

Man hat sich einen entsprechend gealterten Lieutenant a. D. Held vorzustellen, der, und dies ist ein weiterer, auffälliger Zug, mit dem Lieutenant a. D. Vogelsang den (doch ziemlich entlegenen) ›Zweitberuf‹ gemeinsam hat: Held wurde nämlich 1850 tatsächlich kgl. Torfinspektor.³⁶ Und erwägt man, daß Held bereits seit 1843 mit seiner *Leipziger Locomotive* in Sachsen und nicht weniger in Preußen Furore machte, nachdem er als verabschiedeter Lieutenant interimistisch ins Schauspielfach gewechselt war, will die auf Vogelsang gemünzte Bemerkung der Majorin von Ziegenhals nicht weniger gut passen: »[...] er scheint noch ein Vorachtundvierziger; das war damals die Epoche der sonderbaren Lieutenants«.³⁷

Held und Herwegh, ein Stern an Fontanes frühem Dichterhimmel, stehen in dem Gedicht *Fester Befehl* nah beieinander, wie Herwegh dann auch umgehend in den Mittelpunkt des Gesprächs zwischen dem Lieutenant a. D. Vogelsang und der Kommerzienrätin rückt.³⁸ Auch wird in den kleinen Blättern des Wahlkreises Teupitz-Zossen – aufgrund wohl gleichlautender Einsendungen aus Vogelsangs eigener Feder an diese Blätter – dessen angeblich erfolgreichen politischen Auftretens bereits »anno 1848«³⁹ gedacht, womit der Bogen vollends in das »tolle Jahr« geschlagen ist, das Jahr, das auch für Held den großen Auftritt – und den jähen Absturz brachte.

Das sind nur Äußerlichkeiten. Stärker zu Buche schlägt freilich, daß Held ein in allen Medien bewandeter ›Demagoge‹ im Sinne des ›Volksleiters‹⁴⁰ war. Koszyk konkretisiert dies für die ersten Wochen und Monate nach der Märzrevolution folgendermaßen:

»Held betrachtete die wöchentlich zweimal stattfindenden Volksversammlungen in den ›Zelten‹ als erwünschtes Gremium für seine rhetorischen Übungen. In kurzer Zeit schuf er sich damit neben seiner Zeitung [der *Locomotive*, H. F.] ein zweites Organ höchst persönlicher Publizität. Als drittes Instrument handhabte er geschickt oft riesenhafte Maueranschläge, die zumeist Aufrufe und Erklärungen aus der ›*Locomotive*‹ wiederholten.«⁴¹

Das Resümee lautet denn auch:

»Als einer der ersten deutschen Publizisten verstand er es, gleichzeitig die Massenwirkung der damals zu Gebote stehenden Medien Presse, Rhetorik und Plakat für seine Propaganda zu nutzen.«⁴²

Wie steht es in dieser Hinsicht mit dem Lieutenant a. D. Vogelsang, der nach vierzig Jahren noch einmal ins Feld rückt, um das Terrain an der »wendischen Spree« für Kommerzienrat Treibel zu sondieren? »Er versteht sein Metier, so sagt man mir im allgemeinen«, rekapituliert Treibel, »und ich muß es glauben. [...] Nach der Beredsamkeitsprobe neulich [...] ist ein Sieg sehr wohl möglich, und so muß ich ihn mir warm halten. Er hat einen Sprechanismus, um den ich ihn beneiden könnte [...].«⁴³ Die radikaldemokratische *Reform*, von Ruge und Oppenheim herausgegeben, sah im Mai 1848 zwar keinen Verlust darin, daß Held vorübergehend seinen Platz auf der Tribüne geräumt hatte, »bedauerte jedoch, daß er seine ›Löwenstimme‹, vor der Jerichos Mauern einfallen möchten, nicht einem anderen abtreten könnte.«⁴⁴ Und der von Ernst Keil redigierte Leipziger *Leuchthurm* sprach nicht anders von einem »Individuum mit einer heroischen Lunge und Beredsamkeit.«⁴⁵

Es scheint so, als sei in die wilhelminische Welt der villenverliebten Bourgeoisie das »Gespenst«⁴⁶ einer längst vergangenen Zeit zurückgekehrt. Hieß es 1848: ein »Cagliostro«⁴⁷, ein »Komödiant«⁴⁸, so in dem rund vierzig Jahre später spielenden Roman: eine »komische Person«⁴⁹, eine »Karikatur«⁵⁰, ein »Mephisto mit Hahnenfeder und Hinkefuß«⁵¹. Selbst der Vergleich der Majorin von Ziegenhals kommt offensichtlich nicht von ungefähr:

»Entsinnen Sie sich noch eines Bildes aus jener [vorachtundvierziger, H. F.] Zeit, das den Don Quixote mit seiner langen Lanze darstellte, dicke Bücher rings um sich her. Das ist er, wie er leibt und lebt.«⁵²

In einer zeitgenössischen Darstellung der 48er Revolution wird von Held und seinem ihm getreulich folgenden Drucker Ferdinand Reichardt mit derselben Assoziation gesagt: »Er schloß zugleich das engste Bündniß mit *Reichardt*, der zu ihm paßte, wie Sancho Pansa zu Don Quixote.«⁵³

Aber es kommt noch besser. »Ja, meine Herren, ich *bin* Soldat ... Aber mehr als das, ich bin auch Streiter im Dienst einer Idee«, erklärt Vogelsang im Toast beim Treibelschen Diner und entwickelt daraufhin die seltsame »Idee« von der »Aufrichtung einer Royaldemokratie.«⁵⁴ Daß Fontane in der Variante

des Zeitgedichts von 1849 von der »Heldtischen Idee« spricht, zeigt wiederum, daß die mit Helds Namen verbundene »Idee« nicht weniger sonderbar, vor allem aber ihm, Fontane, bestens vertraut ist. Und das ging vielen so, die die Märzrevolution erlebt hatten. Robert Springer, der Held aus nächster Nähe kannte, da er für ihn längere Zeit die Redaktion der Berliner *Locomotive* führte, urteilt unmißverständlich: »Der unheilvollste Schritt war aber die Publikation seiner ›Idee‹, auf welche sich anwenden ließ, was *Heine's* Kutscher sagte: ›Eine Idee ist jedes dumme Zeug, was man sich in den Kopf setzt.«⁵⁵

Was hatte sich der »Mephisto mit Hahnenfeder und Hinkefuß« in den Kopf gesetzt, oder wie sieht die »Idee« Lieutenant a. D. Vogelsangs aus? »Zwei große Mächte sind es, denen ich diene: Volkstum und Königtum. Alles andere stört, schädigt, verwirrt.«⁵⁶ Das entspricht im vereinfachten Umriß jener Zukunftskonstitution, die Held in seinem Plakat *Meine Ideen über die Verfassung Preußens und Deutschlands* als sein Ziel entwickelte: die »Demokratisch-soziale Constitutionsmonarchie«.⁵⁷ Auch hier geht es um den Wegfall aller intermediären Gewalten, die zeitbezogen die Nationalversammlung, die Ministerregierungen und die 36 deutschen Souveränitäten einschließen, um an ihrer Stelle ein Bündnis zwischen Volk und Krone, zwischen Volksbewegung und Royalismus herzustellen, das die »weltgeschichtliche Mission« der Einigung Deutschlands erfüllt. Ein »Volkstribun« sollte während einer auf vier Wochen befristeten Diktatur eine Verfassungsurkunde und die entsprechenden Gesetze ausarbeiten, die, von der Krone sanktioniert, den verfassungsmäßigen Zustand begründen würden.⁵⁸

»Deine Idee, Heldeken ist ne faule Idee«, verkündete ein Flugblatt,⁵⁹ und im *Kladderadatsch* stand zu lesen: »Einem on dit zufolge wird nunmehr Herr Held ›meiner Idee‹ nach zum Dick-that-er von Preußen ernannt werden.«⁶⁰ Als außerdem seine Unterredung mit dem Präsidenten des Preußenvereins⁶¹, Herrn von Katte, in der Wohnung eines Fräulein von Hake bekannt wurde [Abb. 4] und er sich zu rechtfertigen versuchte, »wurden ihm Winkelzüge, Ausreißerei und faule Ausreden vorgeworfen. Er galt von da an als ein verunglücktes Großmaul, als ein Diktator mit Hindernissen, als ein eitler Feuerkopf, dem seine eigene werte Person wichtiger war als das Ganze.«⁶²

Hatte es für die »Idee« Helds in der bewegten Situation des Jahres 1848 noch einen gewissen Rahmen gegeben, so fällt die »Idee« Vogelsangs vierzig Jahre später völlig aus dem Rahmen. Das gilt nicht nur für die Gesellschaft in der Treibelschen Villa, sondern auch mit Blick auf die Gesellschaft draußen im Lande mit ihrem ausgebildeten Parteiensystem und festgefügtten Machtstrukturen. Erklärt Vogelsang, »agent provocateur in Wahlsachen«, »ich verabscheue Zwischenstufen und überhaupt die feudale Pyramide. Das sind



Abb. 4: Gespräch zwischen Herrn Held, dem wackern Kämpen für Freiheit und Recht [,] und Herrn Katte, dem Präsidenten des Preußen=Vereins [...] Schnellpressen=Druck von Ferd. Reichardt] Co. Spandauer Straße 49. Plakat (Auschnitt). 1848. Privatsammlung.

Mittelalterlichkeiten«, dann wechselt die Majorin von Ziegenhals »hier Blicke mit Treibel«, doch hindert das die kleine Gesellschaft nicht, sich nach dem Toast zu erheben, »um mit Vogelsang anzustoßen und ihn als Erfinder der Royaldemokratie zu beglückwünschen«. ⁶³

Wenn Held hingegen in Artikeln und Plakaten die intermediären Gewalten auf dem flachen Lande und in den Provinzen angreift, Junker und Pfaffen⁶⁴ sowie die »Bureaukratie des alten Systems [...] in Verbindung mit dem reaktionären Adel«, so geschieht das, um das »Volk« auf dem Land, das nicht aus »geborenen Sklavenseelen« bestehen kann,⁶⁵ an die Volksbewegung der Hauptstadt anzuschließen. Und zu seiner »Idee« von einer eher plebisitär als tatsächlich demokratisch fundamentierten »Volksleitung«⁶⁶, einer auf die Volksbewegung gestützten Militärmonarchie, hat Veit Valentin bemerkt, »daß auf der rechten Seite ganz ähnliche Dinge erwogen wurden«. ⁶⁷

Bei Vogelsang, dem »Dick-that-er« redivivus und schon insofern einer völlig unzeitgemäßen Gestalt, geht es um die Zuspitzung der »Idee« bis zum Inkommensurablen:

»... Alles sei von Volkesgnaden, bis zu der Stelle hinauf, wo die Gottesgnadenschaft beginnt. Dabei streng geschiedene Machtbefugnisse. Das Gewöhnliche, das Massenhafte, werde bestimmt durch die Masse, das Ungewöhnliche, das Große, werde bestimmt durch das Große. Das ist Thron und Krone.«⁶⁸

Dieser Zug ins Absurde war schon Held zu eigen.⁶⁹ Höchst aufschlußreich ist nun, *welche* Zeitung Kommerzienrat Treibel an seinem von ihm gut bezahlten »agent provocateur« zweifeln läßt. In dieser, der *Nationalzeitung*, deren »eifriger Leser« er früher gewesen war, hatte es unter »Parlamentarische Nachrichten. Aus dem Kreise Teupitz-Zossen« geheißen:

»Alle Plätze scheinen, wie bei Theaterpremieren, von Lieutenant Vogelsang und den Seinen im voraus besetzt werden zu sollen. Aber man wird sich täuschen. Es fehlt dieser Partei nicht an Stirn, wohl aber an dem, was noch mit dazu gehört; der Kasten ist da, nicht der Inhalt ...«⁷⁰

Die Theatermetaphorik ist nicht zufällig gewählt, spielt sie doch unterschwellig auf die Schauspielerei des »Heldtischen« Vorbildes an. Daß das in der *Nationalzeitung* geschieht, hat aber einen subtilen Hintersinn. Treibel kommt durch den Artikel ins Nachdenken und dabei wie von ungefähr auf das Jahr 1848 zurück: »Unter diesen Knickstiebeln, die sich einbilden, schon vor vierzig Jahren die Hydra zertreten zu haben, sind immer etliche Zirkelquadratur- und Perpetuum-mobile-Sucher, immer solche, die das Unmögliche, das Sich-in-sich-Widersprechende zustande bringen wollen. Vogelsang gehört dazu.«⁷¹

Hieß es 1848 im *Berliner Krakehler* von Held: »Se sehn ihn kämpfen hier und drohn / Mit de siebenköpp'ge Hydra der Reaction«,⁷² so läßt sich sein Wiedergänger abwechslungsreicher als ein Mann zitieren, der »schon anno 48 gegen die Revolution gestanden und der Hydra das Haupt zertreten [hat]«. ⁷³ Nimmt man hinzu, daß es in Teupitz-Zossen um Wahlen geht und Held 1848 bei der Abgeordneten- und der Bürgerwehrkommandeurswahl durchgefallen war, fügt sich alles zusammen. Der Clou aber liegt darin, daß es seinerzeit die *Nationalzeitung* war, die am 20. April 1848 unter der Überschrift »Preußens Held« jene dem Prinzen von Preußen gewidmete Schrift *Preußens Helden* in Erinnerung gebracht und damit den Startschuß für die Spottkampagne gegen Held gegeben hatte.⁷⁴ Jetzt ist es wieder die *Nationalzeitung*, die diesen »Herrn« aus der »Klasse der Malvolgios« entzaubert und ihn als »Kurpfuscher« dem Gespött preisgibt.⁷⁵

Es sind einfach zu viele ins Auge fallende Parallelen, Anspielungen und Verweise zwischen den beiden »Lieutenants a. D.«, als daß sie dem Zufall oder bloßen »Einfällen« entsprungen sein könnten: vom »Torfinspektor« und der »Löwenstimme« über die politische »Idee« bis zur »Nationalzeitung« und den »Wahlen« – von Details wie »Don Quixote« und der »Hydra« gar nicht zu reden. Auch der zeitliche Rahmen zwischen 1848 und der Romanhandlung im Jahr 1886 (»vor vierzig Jahren«) unterstreicht das. Daß Fontane mit Held und der »Heldtischen Idee« als Zeitzeuge vertraut war, gibt der Sache überdies ein faktisches Fundament.

Damit ist ein weiteres Mal der Nachweis für das Fortwirken der Märzrevolution in Fontanes Werk und besonders in seinem Romanwerk erbracht.⁷⁶ Daß

sie sich in diesem Fall in einer »Karikatur durch und durch«⁷⁷ verkörpert, hält dem »Bourgeois«⁷⁸ den Spiegel oder besser Zerrspiegel einer vierzigjährigen Vergangenheit vor, als ein derart »gemeingefährlich[es]«⁷⁹ Programm unter die Leute kam. Wer aber immer noch glaubt, ein solches Programm zum eigenen Vorteil nutzen zu können, schadet sich selbst und vor allem seiner Reputation, wie es der »Bourgeois« an sich erfahren muß. Politik ist keine Frage der Überzeugungen, sondern nur Mittel und Kalkül, um nach dem realen auch das symbolische Kapital – Titel, Orden, Ehrenzeichen – zu mehren. Um so unverzeihlicher natürlich die Fehlinvestition.

Im Rückgriff auf *Preußens Helden* wurde eingangs Friedrich Wilhelm Held, das jetzt wohl erwiesene Vorbild für Lieutenant a. D. Vogelsang, auch als Verfasser und Herausgeber der *Geschichte des Preußischen Staates in Chronologischen Tabellen* wahrscheinlich gemacht. Die Liste der selbständig erschienenen Werke Fontanes kann also weiterhin mit *Männer und Helden* (1850) beginnen, wenschon diese *Helden* mit *Preußens Helden* durchaus in einem historisch-politischen Zusammenhang stehen. Der »Volkstribun« Held aber verachtete bei Lichte besehen das »Volk« genauso wie seine »Vertreter«, wenn er 1849 vom »politischen Gehirndunkel des Volkes« sprach und vom »Volksverrath« der »Mitglieder der vorigen Nationalversammlung«.⁸⁰

Auf zweifelhafter Bahn bewegte er sich auch weiterhin. Am 1. Januar 1865 gründete Held als »Staatssozialist« die *Staatsbürger-Zeitung*. Franz Mehring schrieb nach Helds Tod über das Blatt:

»Möglichst querköpfig in sachlichen, möglichst anzüglich in persönlichen Fragen ist ihre Parole; ohne publizistisches Talent redigiert, weiß sie durch pfeifige Spekulationen auf die schlechten Neigungen des gemeinen Mannes sich weitreichenden Einfluß zu sichern.«⁸¹

Die *Staatsbürger-Zeitung* hat Fontane, soweit wir wissen, nicht in die Hand genommen, so daß eine spätere Berührung mit Helds publizistischem Treiben eher auszuschließen ist. Man geht aber kaum fehl in der Annahme, daß die Entstehung des Gedichts *Fester Befehl* und die Arbeit an *Frau Jenny Treibel* sich wenigstens zeitweilig berührt haben. Die Aufrufung von »Held und Eichler« wird man deshalb auch als indirekten Hinweis auf den Figurenentwurf des politischen »Kurpfuschers« lesen dürfen. »Freiheit freilich. Aber zum Schlimmen / Führt der Masse sich selbst Bestimmen [...].«⁸²

Anmerkungen

- 1 GEORG WOLPERT: *Wer ist Theodor Fontanes?* In: *Fontane Blätter* 88 (2009), S. 127–136.
- 2 Ebd., S. 129 f.
- 3 Ebd., S. 130.

- 4 HEINRICH VON KLEIST: *Die Marquise von O...* In: DERS.: *Erzählungen*. Hrsg. von HELMUT SEMBDNER. München 1964 (Heinrich von Kleist, Gesamtausgabe, Bd. 4), S. 94–130, hier S. 94.
- 5 WOLPERT, wie Anm. 1, S. 130.
- 6 KURT KOSZYK: *Das Bild des Demagogen im Berliner tollen Jahr 1848. Friedrich Wilhelm Helds publizistische Tätigkeit während der Märzrevolution*. In: DERS.: *Publizistik und politisches Engagement. Lebensbilder publizistischer Persönlichkeiten*. Hrsg. von WALTER HÖMBERG, ARNULF KUTSCH und HORST PÖTTKER. Münster 1999 (Kommunikationsgeschichte, Bd. 5), S. 129–151. – KURT GRIEWANK: *Friedrich Wilhelm Held und der vulgäre Liberalismus und Radikalismus in Leipzig und Berlin 1842–1849*. Rostock 1922 (Phil. Diss.).
- 7 ADOLF WOLFF: *Berliner Revolutions-Chronik. Darstellung der Berline Bewegungen im Jahre 1848 nach politischen, socialen und literarischen Beziehungen*. 3 Bde. Berlin 1851–1854. Unveränderter Nachdruck Vaduz/Liechtenstein 1979, Bd. 3, S. 245.
- 8 MANFRED MESSERSCHMIDT: *Preußens Militär in seinem gesellschaftlichen Umfeld*. In: *Preußen im Rückblick*. Hrsg. von HANS-JÜRGEN PUHLE und HANS-ULRICH WEHLER. Göttingen 1980 (Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft, Sonderheft 6), S. 43–88, hier S. 58 u. 61.
- 9 Vgl. MARKUS FAUSER: *Männer, Helden und Standbilder – Fontanes »Preußen-Lieder« und die vaterländisch-historische Lyrik*. In: *Fontane Blätter* 88 (2009), S. 50–89, hier S. 62.
- 10 WOLFF, wie Anm. 7, Bd. 3, S. 245 f.
- 11 Ebd., S. 246.
- 12 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 130.
- 13 WOLPERT, wie Anm. 1, S. 128.
- 14 Vgl. HUBERTUS FISCHER: *Theodor Fontane, der »Tunnel«, die Revolution. Berlin 1848/49*. Berlin 2009, S. 296.
- 15 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 129.
- 16 Ebd. – Helmuth von Moltke schreibt einmal mit Blick auf seinen jüngsten und nicht sehr begabten Bruder: »Es kommt hauptsächlich darauf an, ob die 14. Divisions-Schule eine Vorbereitungsklasse hat, in welcher Victor ein Jahr hospitieren kann – denn muß er, wie die Vorschrift eigentlich ist, das Fähnrich-Examen gleich beim Antritt machen, so scheitern hieran von vornherein alle Pläne.« Helmuth von Moltke an die Mutter, Berlin, 10. Mai 1831. In: HELMUTH VON MOLTKE: *Briefe 1825–1891. Eine Auswahl*. Hrsg. von EBERHARD KESSEL. Stuttgart 1959, Nr. 14, S. 69–73, hier S. 71.
- 17 Vgl. FISCHER, wie Anm. 14, S. 289–316. – WOLFGANG RASCH: *Theodor Fontane Bibliographie. Werk und Forschung*. 3 Bde. Hrsg. von ERNST OSTERKAMP und HANNA DELF VON WOLZOGEN. Berlin, New York 2006, hier Bd. 1, S. 288–290.

- 18 RASCH, wie Anm. 17, S. 67. – Vgl. FISCHER, wie Anm. 14, S. 289–316. – FAUSER, wie Anm. 9.
- 19 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 129 f.
- 20 RASCH, wie Anm. 17, Bd. 1, S. 278. – Vgl. ROLAND BERBIG unter Mitarbeit von BETTINA HARTZ: *Theodor Fontane im literarischen Leben. Zeitungen und Zeitschriften, Verlage und Vereine*. Berlin, New York 2000 (Schriften der Theodor Fontane Gesellschaft, Bd. 3), S. 8–12.
- 21 Ebd., S. 279 f. – Vgl. BERBIG, wie Anm. 20, S. 104–108.
- 22 Ebd., S. 283. – Vgl. BERBIG, wie Anm. 20, S. 16–18.
- 23 Vgl. FAUSER, wie Anm. 9, S. 54 u. 62.
- 24 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 130.
- 25 GRIEWANK, wie Anm. 6, S. 22.
- 26 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 130.
- 27 Interessant der Brief Helds an Otto von Corvin vom 13. August 1845. In: *Mein Leipzig lob ich mir. Zeitgenössische Berichte von der Völkerschlacht bis zur Reichsgründung*. Hrsg. von ROLF WEBER. Berlin 1983, S. 247–250.
- 28 THEODOR FONTANE: *Einigkeit. 1842 (Bei Gelegenheit des Hamburger Brandes)*. GBA Gedichte. Bd. 1. 2., durchges. u. erw. Aufl. 1995, S. 358 f.
- 29 Vgl. WOLPERT, wie Anm. 1, S. 130.
- 30 MANFRED HORLITZ: *Theodor Fontanes Vorfahren. Neu erschlossene Dokumente – überraschende Entdeckungen*. Berlin 2009, S. 98, 99, 100, 102, 103, 105, 109.
- 31 RASCH, wie Anm. 17, Bd. 1, S. 289.
- 32 THEODOR FONTANE: *Fester Befehl*. In: GBA Gedichte. Bd. 1. 2., durchges. u. erw. Aufl. 1995, S. 32.
- 33 THEODOR FONTANE: *Der Tunnel über der Spree. 2. Kapitel. Liebchen, komm*. In: GBA Gedichte. Bd. 2., durchges. u. erw. Aufl. 1995, S. 126 f., hier S. 126 in Verb. mit S. 545.
- 34 THEODOR FONTANE: *Frau Jenny Treibel oder »Wo sich Herz zum Herzen find't«*. Roman. In: HFA I/4. 2. Aufl. 1974, S. 297–478, hier S. 308. – Vgl. CHRISTIAN GRAWE: *Lieutenant Vogelsang a. D. und Mr. Nelson aus Liverpool: Treibels politische und Corinnas private Verirrungen in »Frau Jenny Treibel«*. In: *Fontane Blätter*. Bd. 5. Heft 6 (1984), S. 588–606.
- 35 Ebd., S. 311.
- 36 RÜDIGER HACHTMANN: *Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution*. Bonn 1997 (Veröffentlichungen des Instituts für Sozialgeschichte e.V., Braunschweig, Bonn), S. 945; siehe auch S. 628–631. – KOSZYK, wie Anm. 6, S. 146.
- 37 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 320.
- 38 Ebd., S. 318 f.

- 39 Ebd., S. 393.
- 40 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 136.
- 41 Ebd., S. 135.
- 42 Ebd.
- 43 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 308.
- 44 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 139.
- 45 Ebd., S. 143.
- 46 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 320.
- 47 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 142.
- 48 Ebd.
- 49 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 312.
- 50 Ebd., S. 320.
- 51 Ebd., S. 317 f.
- 52 Ebd., S. 320 f. – Es handelt sich um Adolph Schrödters *Don Quijote in der Studierstube*, der 1834 in Berlin ausgestellt wurde und nach der Versteigerung der Bildersammlung von Georg Reimer 1843 in den Besitz des Konsuls Wagener übergang; vgl. JOHANNES HARTAU: *Don Quijote in der Kunst. Wandlungen einer Symbolfigur*. Berlin 1987, S. 145–167; irrtümlich die Angaben in HFA I/4, S. 789.
- 53 ROBERT SPRINGER: *Berlin's Strassen, Kneipen und Clubs im Jahre 1848*. Berlin 1850, S. 115.
- 54 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 328 f. – Nicht zu überzeugen vermag der Versuch, »Ähnlichkeiten zwischen Vogelsang und dem Historiker Heinrich Leo« (1799–1878) auszumachen, während der Hinweis auf Mirabeau und dessen »démocratie royale« auch deshalb wichtig ist, weil Springer sein Kapitel nicht zufällig mit der Überschrift »Held, Berlin's Mirabeau« versieht; vgl. JOST SCHNEIDER: »Plateau mit Pic«. *Fontanes Kritik der Royaldemokratie in »Frau Jenny Treibel«*. *Ideengeschichtliche Voraussetzungen zur Figur des Leutnants Vogelsang*. In: *Fontane Blätter* 53 (1992), S. 57–73; SPRINGER, wie Anm. 53, S. 112–126.
- 55 SPRINGER, wie Anm. 53, S. 117.
- 56 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 328.
- 57 VEIT VALENTIN, *Geschichte der deutschen Revolution von 1848–1849*. 2 Bde. Köln, Berlin 1970 (Studien-Bibliothek), hier Bd. 2, S. 618, Anm. 42.
- 58 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 144.
- 59 Ebd.
- 60 *Kladderadatsch*, Nr. 21, Sonntag, den 24. September 1848, S. 83; siehe Nr. 20, Sonntag, den 17. September 1848, S. 77 f.
- 61 Vgl. WOLFGANG SCHWENTKER: *Konservative Vereine und Revolution in Preußen 1848/49. Die Konstituierung des Konservatismus als Partei*. Düsseldorf

- 1988 (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Bd. 85), S. 81–85 u. ö.
- 62 VALENTIN, wie Anm. 57, S. 58.
- 63 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 329.
- 64 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 137.
- 65 Großer Maueranschlag (51cm breit, 79 cm hoch): »An das Volk der Hauptstadt. [...] Berlin den 4. Juni 1848. Held. Redacteur der Locomotive. Schnellpressen=Druck von Ferdinand Reichardt u. Co., Spandauer Straße 49« (im Besitz des Verf.).
- 66 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 136.
- 67 VALENTIN, wie Anm. 57, S. 58.
- 68 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 329.
- 69 SPRINGER, wie Anm. 53, S. 117.
- 70 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 395.
- 71 Ebd.
- 72 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 143.
- 73 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 393.
- 74 KOSZYK, wie Anm. 6, S. 138. – WOLFF, wie Anm. 7, Bd. 2, S. 284: »Preußens Held ist ein kleiner Artikel von HUGO v. HASENKAMP (Nat.=Z. 20. Ap.) betitelt, in welchem dem ersten Bewerber für das deutsche Parlament, Hrn. Held, die literarische Thatsache in's Gedächtniß zurückgerufen wird, daß Derselbe im Jahre 1841 eine Schrift: »Preußens Helden« herausgegeben, die »Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen, dem erhabenen Freunde der Soldaten, in Verehrung und Unterthänigkeit gewidmet« ist. Derselbe Umstand, der allerdings jetzt nicht sehr zur Empfehlung gereichen mochte, wurde übrigens wiederholt im Laufe des Sommers zur Verdächtigung der politischen Gesinnungen Helds benutzt, als dieser durch seine Candidatur den Blick der hauptstädtischen Bevölkerung auf sich gerichtet hatte.«
- 75 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 395.
- 76 Vgl. FISCHER, wie Anm. 14, S. 7.
- 77 FONTANE, *Frau Jenny Treibel*, wie Anm. 34, S. 320.
- 78 Ebd., S. 439.
- 79 Ebd., S. 395.
- 80 [FRIEDRICH WILHELM] HELD: *Die nächste Zukunft der zweiten Kammer*. In: *Zweite Beilage zur Königl. privilegirten Berlinischen Zeitung*, Nr. 30, Sonntag, den 4. Februar 1849.
- 81 Zitiert nach: WALTHER G. OSCHILEWSKI: *Zeitungen in Berlin. Im Spiegel der Jahrhunderte*. Berlin 1975, S. 79.
- 82 FONTANE, *Fester Befehl*, wie Anm. 32.

Jeanne d'Arc in Domrémy – Fontane auf Oléron. Selbstbehauptung in Fontanes *Kriegsgefangen*

JAN ROEHNERT

Zieht man die *Wanderungen durch die Mark Brandenburg* ab und rechnet die zeitgeschichtlichen Auftragswerke zum Deutsch-Dänischen, Deutsch-Österreichischen und Deutsch-Französischen Krieg nicht hinzu, so sind *Kriegsgefangen* und *Aus den Tagen der Okkupation*¹ die ersten umfangreicheren erzählenden Prosawerke Fontanes, ja in einer Briefstelle gesteht er, dass die Ereignisse in *Kriegsgefangen* sich »wie ein Roman« lösen;² deshalb wäre es unangemessen, sie als bloße »Nebenprodukte« zu klassifizieren, um im Gegenzug die Darstellungskünste des Auftragswerks³ *Der Krieg gegen Frankreich* hervorheben zu können.⁴

Eines nämlich fehlt dem dickleibigen Geschichtswerk (das sich Fontane auf dem Schreibtisch Kaiser Wilhelms platziert vorstellte), um es zu einem *literarischen* im engsten Sinne zu machen: die Anwesenheit eines sich selbst artikulierenden Ichs oder einer erzählerischen Instanz, die narrativ unabhängig über den Verlauf bzw. über die Sinnhaftigkeit der Ereignisse verfügen kann, mit anderen Worten die Möglichkeit einer ästhetischen Perspektivierung im Großen.⁵ Anders als in *Der Krieg gegen Frankreich* war der Sinn der in *Kriegsgefangen* und *Aus den Tagen der Okkupation* berichteten Ereignisse nicht bereits von außen vorgegeben – und anders als das auf den Schlachtfeldern vor sich gehende Kriegsgeschehen reflektieren sie Fontanes wirkliche Erlebnisse während des Krieges,⁶ die sich fernab der Schlachtfelder abspielen oder doch erst auf den Schlachtfeldern, wenn dort schon wieder Gras über die Spuren der Gemetzel zu wachsen beginnt. *Kriegsgefangen* und *Aus den Tagen der Okkupation* sind die einzigen zu Anfang der 1870er Jahre entstandenen Werke Fontanes, die ihm eine literarische Perspektive einzunehmen gestatten, an deren ästhetischem Horizont sich rückblickend bereits die Romane der 1880er und 90er Jahre sowie seine spätere Autobiographie abzeichnen.

Sicher, die Gattungsfrage beider Schriften ist ebenso prekär wie der Standort des in ihnen auftretenden autobiographischen Ichs. Das erste Problem versucht Fontane durch die jeweiligen Untertitel in den Griff zu bekommen – »Erlebtes« bzw. »Eine Osterreise«, womit er diese Bücher selbst in der Tradition der Memoiren- und Reiseliteratur verortet, ohne sie dabei doch gattungsspezifisch festzunageln –,⁷ während das zweite, die Stellung und Behauptung des jeweiligen autobiographisch fixierten Ichs, selber zum Gegenstand und Problem des Erzählens in ihnen wird. Das fängt schon mit seiner Berufs- oder Tätigkeitsbezeichnung an – hier differieren, zumal in *Kriegsgefangen*, offizielle Tätigkeit, individuelle Auslegung der offiziellen Tätigkeit und deren Anschein in den Augen der dargestellten französischen Gegenseite erheblich: Offiziell hat ihn die *Vossische Zeitung* zur Kriegsberichterstattung nach Frankreich geschickt; statt jedoch den preußischen Truppen und dem Frontverlauf zu folgen, schaut er sich aus romantischer Affinität im Geburtsstädtchen Jeanne d'Arcs im damals noch unbesetzten Feindesland um – eine sehr individuelle Auslegung seines Journalistenberufs –, wo man ihn wegen »Spionage« unter Arrest setzt: eine etwas böswillige Interpretation von Reportagenmachen, aber für die Undurchsichtigkeit des geschichtlichen Moments durchaus bezeichnend.

Fontane macht sich zum verdächtigen Sujet, weil das Sujet, welches er ausübt, selber verdächtig ist. Dies war nicht immer so, aber in Zeiten stabiler Marschordnungen und geschlossener Heeresverbände, die sich 1870 ebenso zu etablieren beginnen wie chauvinistische Massenkundgebungen (der Begriff des »Hurra-Patriotismus« stammt aus dieser Zeit) sind Investigationen eines autonomen Ichs auf eigene Faust nicht gefragt und an sich schon verdächtig – selbst oder gerade dann, wenn sie nur der individuellen Anschauung dienen.⁸ Unter dem Stichwort »Niemals unverdächtig sein können« bringt Hans Blumenberg eine diesbezügliche Anekdote Fontanes zum Sprechen:

»Ein nach Magdeburg Gereister gibt auf dem polizeilichen Meldeformular als Grund seines Aufenthalts an: *Vergnügungshalber*. Daraufhin wird er observiert und schließlich sistiert. *Man glaubte es ihm nicht*. Fontane erzählt diese kürzeste denkbare Anekdote – denn sein Schlußsatz ist einfach überflüssig – in einem Altersbrief an August von Heyden.«⁹

Die Enteignung des Subjekts gegenüber den (Kriegs-)Ereignissen, von denen es betroffen ist, hat zugenommen. Wo Goethe mit der *Campagne in Frankreich* (zuerst 1822 als »Zweyter Abtheilung Fünfter Theil« von *Aus meinem Leben* unter dem Titelmotto *Auch ich in der Champagne!* erschienen) noch von seinem unmittelbaren Beteiligtsein schreiben kann, reist Fontane dem Geschehen hinterher – ein journalistisches Tross gewissermaßen, dem die für den Feldzug privilegierten Militärs erst nach Ablauf der Kampfhand-

lungen den Zutritt zum Schlachtfeld gestatten. Fontanes Anschauung vom Krieg bleibt daher, im Gegensatz zu Goethe, sekundär, etwas Zeitversetztes – auch wenn er selber den nachträglichen Augenschein der realen Orte als Berichterstatter für unentbehrlich hält:

»Von ›Vergnügen‹ habe ich bis jetzt noch nichts genossen, läßt sich auch nicht danach an und ist auch nicht nötig. Ich hab es auch nicht erwartet. Solche Reisen macht man, weil man sie, mit Recht oder Unrecht, für nötig hält und *dafür halte ich sie noch*. Das Büchermachen aus *Büchern* ist nicht meine Sache.«¹⁰

Der journalistische Quereinsteiger Fontane ist in seiner Anschauung vom Krieg unentwegt damit beschäftigt, sich einen Reim auf die besuchten Schauplätze zu machen, Ordnung in die aufgelesenen disparaten Fakten, Meinungen und Anekdoten zu bringen, den Objektivitätsanspruch der Historienschreibung sowohl mit dem persönlichen Anschein als auch dem Wunsch nach einer räumlich und figürlich überschaubar sowie chronologisch erzählten Fabel zu vereinen: Die *Okkupation* bezeichnet damit nicht nur den Zustand des durchreisten nordfranzösischen Landstrichs während der deutschen Besatzung, sondern ebenso die auf der Schusslinie widerstreitender Perspektiven und Ansprüche sich stetig-zäh verwirklichende Schreib-Arbeit des Bericht erstattenden Ichs.

Der Krieg gegen Frankreich war das wenig geliebte, aber mit großem Fleiß betriebene Auftragswerk, für dessen Abfassung Fontane in die ihm letztlich wesensfremde Haut des Historikers zu schlüpfen hatte – wofür er noch nicht einmal die Art von Lohn und Renommee erhielt, die er sich davon erhofft hatte. Der im Geschichtswerk notgedrungen ausgeblendete autobiographische Aspekt, den der deutsch-französische Krieg für Fontane besaß, war für den Autor *als Künstler* noch einmal mit völlig anderer Notwendigkeit (und notgedrungen fragmentarisch) zu gestalten. Es handelte sich nicht mehr um einen historischen Abriss im Dienste der Reichseinigung, es betraf die Konstitution des eigenen Selbst – aufs literarische Feld übertragen bedeutete dies »die schrittweise Sonderung der Realpoetik von der Realpolitik«.¹¹ Diesem Erzählprojekt gelten, im Zusammenspiel von aktueller Schauplatzbesichtigung, ästhetischer Anschauung und versuchter anekdotischer Nacherzählung durch das sich artikulierende Ich, *Kriegsgefangen* ebenso wie *Aus den Tagen der Okkupation*. Der Akzent des einen liegt dabei, entsprechend der Handlungszeit noch während der Krieg in Gange war, auf der abenteuerlich-individuellen Odyssee und halbexotischen Inhaftierung des Ichs, während das zweite, aus der Perspektive der vollzogenen Kapitulation, das Problem der individuellen Noch-Darstellbarkeit bzw. Nachvollziehbarkeit des Krieges durch einen einzelnen literarischen Berichterstatter umkreist.

Die Konstellation, vor der sich die *Kriegsgefangen* auslösende *aventure* seiner Festnahme ereignet, ist in mehrfachem Sinne fragwürdig und weist über die Episode der Gefangensetzung eines in harmloser Absicht die unbefriedete ostfranzösische Flur durchstreifenden Reporters hinaus: Von unhinterfragt übernommenen patriotischen Gefühlen trennen Fontane nicht nur seine auch aus Frankreich empfangene literarische Kultur und die in seinem (von ihm Französisch nasalieren) Namen manifeste hugenottisch-französische Herkunft,¹² sondern vor allem auch in künstlerischer Hinsicht das ›empirische‹ Interesse, mit dem er sich nach Frankreich begibt – beinahe zweckfrei, zieht man einmal den journalistischen, durch die Nachfrage einer Zeitung bzw. eines Verlags legitimierten Vorwand zur Reise ab: In diesem Interesse unterscheidet er sich von seinen Zeitgenossen.

Im Grunde ist für ihn der Krieg ein dankbar aufgegriffener Anlass, um über etwas ganz Anderes zu schreiben: seine Wahrnehmung der französischen Landschaft. In dieser ästhetischen Differenz trifft er sich mit Goethe, der sich von den übrigen Teilnehmern der Campagne 1792 aufgrund seiner literarischen Prägung, vor allem seiner kriegsfremden naturwissenschaftlichen Ambitionen wegen deutlich unterschieden hatte.¹³

Diese Differenz ist wiederum auch Resultat einer fortschreitenden funktionalen Ausdifferenzierung von Krieger und Ästhet, die bei Goethe immerhin noch äußerlich unter einem Uniformmantel erscheinen konnten, während die Vorstellung von Fontane unter einer preußischen Pickelhaube schon absurd anmutete – wie beide Typen sich bei Ernst Jünger möglicherweise wieder (stilisiert) vereinigen, bleibt abzuwarten. Fontanes Kriegsdiskurs macht zunächst deutlich: Der Krieger kann nicht (mehr) als Ästhet auftreten, will er militärisch siegreich sein – und der kurzzeitige ›Krieger‹-Ästhet Goethe berichtet im übrigen von einer militärischen Niederlage; Fontane hingegen muss sich mit den Umständen eines Sieges auseinandersetzen –, der Ästhet wiederum würde, folgt man Fontane, den Krieger nur behindern durch sein unmittelbares Dabeisein während der Schlacht.

Man kann den Blickwinkel auch umkehren: Ein Außenstehender, ein ohne militärischen Auftrag, Rang und Würden Hinzustoßender wie Fontane wäre nicht gut gelitten gewesen bei der preußischen Truppe und immer der Zivile, Uniform- und Waffenlose geblieben (der Revolver ist ziviles Utensil in seinem Kulturbeutel), der seine naiven Fragen zu den Kampfhandlungen stellt, sich zwanglos zwischen den Stellungen umschaufelt und im Gegensatz zu den Soldaten prinzipiell *an allen* Fronten, auch auf der Seite des Feindes, seine Erkundigungen einziehen kann. Aufgrund dieser ›nicht festgestellten‹ Rolle wird er dann im unbesetzten Domrémy auch für einen Spion gehalten; im Krieg sind die Fronten klar gezogen, alles dazwischen sich Aufhaltende, alles

Transitäre und nicht eindeutig ›Rekognoszierbare‹ ist zwielichtig und erregt Verdacht.

Fontane thematisiert das Außenvorbleiben des Schriftstellers, seine Nachträglichkeit in Bezug auf den tatsächlichen Kampf nicht ausdrücklich, aber seine phänomenologische wie funktionale Distanz zum Militär ist konstitutiv für die Art seiner Berichterstattung. Anders als Goethe, der sich ja immerhin noch für die Nachwelt glaubhaft die Autorität seiner geflügelten Valmy-Worte anmaßen konnte, erwächst bei Fontane der Selbstbehauptungsimpuls gerade nicht aus dem wie implizit auch immer eingestandenem Verstricktsein in die militärische Angelegenheit – er ist politisch nicht einmal entfernt hinein verstrickt, sondern lediglich passiv davon *betroffen* –; im Gegenteil kann es ihm nur darum gehen, *aus seiner Randstellung heraus* den überlegenen Blickwinkel zu generieren. Als Historiker glaubt er diese Superiorität aufgrund der bereits vorliegenden Geschichten der Feldzüge gegen Dänemark bzw. Österreich und dem sich abzeichnenden Auftrag, die Geschichte des Kriegs gegen Frankreich zu schildern, auch behaupten zu können; als Künstler jedoch muss er sie erst noch durch die Singularität seiner Erlebnisse während dieses Kriegs bzw. die Singularität der *Wahrnehmung* seiner Erlebnisse unter Beweis stellen.

Aber wie soll es Fontane gelingen, seine lebensweltliche Selbstbehauptung (eben nicht als dazu verpflichteter, zuverlässiger Gelegenheitshistoriker, sondern als genuiner Literat!) zu inszenieren? Konkreter: Wie schildert Fontane als nahezu zweckfrei Reisender und Beobachtender die Umstände seiner Verhaftung (in *Kriegsgefangen*) und die Taktik seines Verhaltens gegenüber den zum »Erbfeind« stilisierten Franzosen, zwischen denen er sich alles andere denn ›feindlich‹ bewegt? Die Problematik hat zwei Gesichter: Einerseits muss er schildern, wie er den Franzosen seine Harmlosigkeit glaubhaft macht, dass *er* für seine Person *nicht* ihr Feind sei; andererseits muss er bei seinen (deutschen) Lesern den Eindruck erwecken, dass er als deutscher Korrespondent eben keine ausdrückliche Sympathie mit dem Erbfeind hege (ansonsten könnte man ihn noch des geistigen Doppelagentums bezichtigen): ein Hochseilakt in Anbetracht seines unter Patrioten beinahe suspekten, weil französischstämmigen Namens und seines ›nicht festgestellten‹ Schreibberufs, den er – im Gegensatz zum Soldatenberuf – auf eigene Gewähr (und aufgrund eigener Neigung) ausübt: Was er sieht oder sehen will, ist ihm nicht schon vorgegeben, wie eine Marschordnung oktroyiert – anders verhielt es sich höchstens mit *Der Krieg gegen Frankreich*, womit seine Auftraggeber bestimmte außerliterarische, ›monumentale‹ Erwartungen verknüpften,¹⁴ denen er nachkommen sollte. *Kriegsgefangen* und *Aus den Tagen der Okkupation* müssten deshalb auch als persönliche sowie ästhetische Korrekturen dessen angesehen werden,

was ihm in der hurrapatriotischen Öffentlichkeit und auch in seinem positivisti-scher Objektivität verpflichteten Geschichtsbuch, soweit es sich nicht in den preußischen Siegerdiskurs einfügte, weder direkt zu sagen noch wahrzunehmen gestattet war.

Seine Kriegs(reise)berichte sind schon deshalb autobiographische Literatur, weil sie, einschließlich seiner ästhetischen und persönlichen Vorbehalte als *freier* Autor Fontane, seine *Differenz* gegenüber der offiziellen preußischen Lesart der Kriegsgeschichte am unverstelltesten enthalten.¹⁵ Der Entschluss, sich ins feindliche Domrémy zu begeben, sich dadurch bewusst der Gefahr seiner Inhaftierung auszusetzen, gewinnt aus dieser Perspektive neben dem nachstehend thematisierten »romantischen« noch einen anderen, impliziten Sinn: die Auslieferung an den militärischen Gegner erlaubt ihm den für seine auf Objektivierung drängenden Darstellungsgrundsätze nicht unwichtigen Wechsel der Blickrichtung zur anderen, französischen Seite hin.

Kriegsgefangen gebührt daher nichts weniger als der Rang eines Schlüsseltextes innerhalb der Phänomenologie seines literarischen Œuvre: Es ist der autobiographische Roman von der zunächst unfreiwilligen, dann umso williger angenommenen Bekehrung eines nachromantischen Balladeros zum handfesten Realisten, dem sich der aus der Welt zufließende Stoff nicht länger in mehr oder weniger epigonale Verse, sondern in mit artistischer Ironie erzählte Geschichte(n) mit konkreten Menschen in konkret wahrgenommenen Landschaften verwandelt.¹⁶

Initiale Schuld an dieser Bekehrung hatte zunächst nicht der Krieg an sich, sondern die Sehnsucht Fontanes, die Wiege Jeanne d'Arcs – ein Name, der für ihn der Inbegriff des »alten romantischen Lands« (Wieland im *Oberon*) ist, auf das die Überschrift des ersten Teils von *Kriegsgefangen* anspielt – inmitten des Kriegsgetümmels aufzusuchen: eine donquichotteske Sehnsucht, die übrigens mit Heines erster urkundlich gemachter Pariser Handlung korrespondiert, der Begutachtung des Codex Manesse inmitten der Bürgerkriegsnachwehen des Spätsommers 1831. Fontanes romantisches Begehrt zog das bekannte Purgatorium seiner Verhaftung nach sich – mit dem Nebeneffekt, vom Eisenbahnfenster aus das meridionale Frankreich zu sehen, in dem seine Ururgroßeltern einst heimisch gewesen waren.

Wirkungsvoller als durch den in Kriegszeiten wahrhaft weltfremd anmutenden Impuls, die Wiege der französischen Stifterfigur Jeanne d'Arc aufzusuchen, hätte die Singularität von Fontanes durch und durch literarischem Blickwinkel kaum inszeniert werden können. Bei längerem Verweilen jedoch verbirgt sich hinter »Jeanne d'Arc« auch eine Chiffre, die auf zwiefache Weise eng mit Fontane verbunden ist. Zunächst gibt es den sich nur im Namenszug des autobiographischen Erzählers manifestierenden genealogischen Umstand,

dass er Jeanne d'Arc als Französin zu seiner wenn auch nur imaginären französischen Ahnenschaft rechnen kann – in *Meine Kinderjahre* liefert er anschauliche Beispiele für die Ahnenspekulationen seiner Eltern –, und unter dieser Prämisse wäre die Fahrt zu »la pucelle« auch eine Art von imaginierter Verwandtenvisite. Mehr jedenfalls als der Erzähler es sich oder seinen vom Dispositiv der »Erbfeindschaft« verblendeten deutschen Lesern eingestehen möchte, bedeutet die Frankreichreise auch eine ›urheimliche‹, nur esoterisch, über die Chiffre Jeanne d'Arcs und seinen eigenen Namen Fontane zu entschlüsselnde Fahrt in den eigenen urfranzösischen Stammbaum hinab: Das »alte romantische Land« ist also im streng romantischen Sinne von Novalis' *Ofterdingen* auch so etwas wie die ›Urheimat‹ des Ichs. Deutlich wird dies am Schock, mit dem das Ich, im zweiten Abschnitt von *Kriegsgefangen* einem älteren Gefängniswärter übergeben, auf dessen Erscheinung reagiert – ein romantischer Effekt, vorbereitet schon durch das Hamlet-Zitat des dem Abschnitt vorangestellten Mottos,¹⁷ der jedoch realistisch, d. h. ohne die Unheimlichkeit phantastischer oder grotesker Züge ausgemalt wird:

»Im Moment unseres Eintretens erhob sich der Greffier, nahm die Lampe, schlug den Schirm zurück und schritt uns entgegen. Ich war wie vom Donner getroffen; das leibhaftige Ebenbild meines Vaters stand vor mir. Wir schrieben den 5. Oktober; vor drei Jahren, fast um dieselbe Stunde, war er gestorben; – hier sah ich ihn wieder, frisch, lebensvoll, hoch aufgewachsen, mit breiten Schultern und großen Augen, im Auge selbst jene Mischung von Strenge und Gutmütigkeit, wie sie ihm eigentümlich gewesen war.«¹⁸

Auch ungeahnte Französischkenntnisse scheinen trotz jahrelanger erfolgreicher Nichtpraktizierung der Sprache¹⁹ in ihm zu schlummern und im Moment der Gefahr reaktiviert zu werden. Die Verteidigungsschrift, die er im dritten Abschnitt der Erzählung einem General vorlegen will, um seine Freilassung zu erwirken, fließt ihm nur so aus der Feder, als könne er nicht nur auf den humanen Beistand des französischen Gefängniswärters und seiner Familie, sondern auch auf die genealogische Stütze seiner Vorfahren vertrauen – auch wenn er dies ungesagt und den Grund seiner plötzlichen Eingebung in der Schwebelässt; das »Memoire« bringt er seiner Schilderung zufolge aber nur dank einer unwillkürlichen Erinnerung an die französische Sprache so spontan zustande:

»Um 6 Uhr saß ich an dem langen Tisch, den Mr. Bourgaut am Abend vorher zurecht gerückt hatte, um 8 Uhr war ich in Brouillon und Abschrift mit einem langen Memoire fertig, das bereits um 9 Uhr auf dem Bureau des Generals lag. ›Donnez-moi du temps et vous me donnez tout‹ hieß es darin. Den Beweis meiner Nicht-Militärschaft hatte ich bis zur Evidenz geführt. Woher mir in einer fremden Sprache, die ich stets über Gebühr vernachlässigt

hatte, die Möglichkeit kam, ohne Diktionair oder sonstiges Hilfsmittel, ein solches Memoire zu schreiben, weiß ich nicht. Oder sag' ich lieber: ich weiß es.«²⁰

Die *Jungfrau von Orléans* wird zum zunächst verhängnisvollen Missverständnis,²¹ das dann den Lernprozess von Fontanes Ich in *Kriegsgefangen* vorantreibt. So wie er den Lauf der Dinge skizziert, scheint die im Schatten der altfranzösischen Märtyrerin stattfindende Verhaftung in Domrémy geradezu auf ihn zu warten – im Vorgriff auf den Surrealismus ließe sich der Programmatik André Bretons folgend von einem System kommunizierender Röhren sprechen, das Fontanes Jeanne-d'Arc-suchendes Ich in die Arme der französischen Gendarmerie getrieben habe: Niemand macht sich ›im wirklichen Leben‹ ungestraft auf die Suche nach einer Schiller'schen Bühnenfigur wie der *Jungfrau von Orléans*. Man könnte auch, unter Rückgriff auf Ludwig Tieck, von einer eigentümlichen »Fiktionsironie« sprechen, der Fontanes Ich hier erliegt, oder, mit Blick auf E. T. A. Hoffmann²² oder E. A. Poe, von einer phantastischen Zwangsläufigkeit, mit welcher sich der Erzähler dem Unvermeidlichen ausliefert: Zumindest ist romantische Phantastik mit im Spiel, wenn Fontane den Weg zu seiner Verhaftung hin schildert.

Dann aber soll es ganz anders kommen. Fontane hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht – dass seine französischen ›Gastgeber‹ sich im Kampf gegen seine als Okkupatoren auftretenden preußischen Landsleute befinden, blendet die emphatische Entrücktheit seiner Jeanne-d'Arc-Suche vollkommen aus. Die Passagen von seiner Verhaftung, das Gespräch mit den örtlichen Autoritäten über seinen Status als ›nur‹ Reisender – der romantische Reisende ist höchstens von Philistern, nicht jedoch von handfesten staatlichen Gewalten verdächtigt worden – haben weder ein Vorbild bei Eichendorff noch in der literarischen Phantastik: die »kunsthistorische[n] Fragen« werden dem Ich einfach abgeschnitten. Die Verhaftungsszene nähert sich dem realistischen Vollzugsprotokoll einer Situation, die das Ich weder in der Hand hat noch ohne Absehung der Umstände ›frei‹ wahrnehmen kann – es darf nur konstatieren, was mit ihm geschieht: der Sturz seines romantischen Ideals.

Allein dank seiner souveränen Ironie ist der Erzähler in der Lage, diesen Fall abzufedern, wenn nicht gar aufzufangen. Wer sich im Rückblick selber als so liebenswert weltfremd, ja *komisch* darzustellen vermag, mitten im Krieg als Angehöriger der kriegführenden Nation in einem hinter der Front liegenden unbesetzten Dorf die Echtheit eines Standbilds der *Jungfrau* mit seinem »spanischen Rohr« zu prüfen, als seien ihm vielleicht spanische Schlösser, nicht jedoch das Kriegsrecht bekannt, der hat *inzwischen* bereits die vom modernen Krieg ausstrahlenden Gefahren ernstzunehmen gelernt und seiner Wahrnehmung hinzugefügt:

»Ich klopfte eben mit meinem spanischen Rohr an der Statue umher, um mich zu vergewissern, ob es Bronze oder gebrannter Ton sei, als ich vom Café de Jeanne d'Arc her eine Gruppe von 8 bis 12 Männern auf mich zukommen sah, ziemlich eng geschlossen und untereinander flüsternd. Ich stutzte, ließ mich aber zunächst in meiner Untersuchung nicht stören und fragte, als sie heran waren, mit Unbefangenheit: aus welchem Material die Statue gemacht sei? Man antwortete ziemlich höflich: ›aus Bronze‹, schnitt aber weitere kunsthistorische Fragen, zu denen ich Lust bezeugte, durch die Gegenfrage nach meinen Papieren ab.«²³

Die Verhaftung ist ein wahrnehmungsgeschichtlicher Wendepunkt für das Ich; erst von diesem Moment an scheint ihm die Realität des Kriegs bewusst zu werden. Je bedrohlicher die Situation sich für den Erzähler auswächst, umso mehr beginnt der Krieg sich in ihm als Realität festzusetzen und narrativ Gestalt anzunehmen. Zieht man die häufig von älteren, wie Shakespeare oder Goethe im Kontext der Romantik rezipierten Dichtern entlehnten Versmotti der einzelnen Abschnitte heran, so wird klar, in welchen Gegensätzen sich der Erzähler bewegt – en bref sind sie auf die Grundopposition zwischen literarischer Herkunft und literarisch noch unbewältigter Gegenwart zurückzuführen. Das im vierten Abschnitt signalisierte Erstaunen darüber, dass der Fortgang der Kriegsgefangenschaft nicht den Regeln einer romantischen Heldenballade gehorcht, verdeutlicht den Anspruch des hereinbrechenden Neuen:

»Mein Leben hatte mir bis dahin immer den Gefallen getan, sich nach künstlerischen Prinzipien abzurunden, derart, daß ich nicht nur Exposition, Schürzung und Lösung des Knotens jederzeit bequem verfolgen, sondern auch in einem gewissen Verwickelungsstadium genau vorhersagen konnte: nun kommt noch *das*, dann dämmert es wieder und dann wird es Tag. [...] Es ging aber diesmal alles verquer; von regelrechter Entwicklung keine Rede. Immer neues Wirrsal.«²⁴

Je mehr sich die Lage zuspitzt, je größer und strategisch bedeutsamer die Orte werden, an denen das Ich interniert ist, umso mehr verschärft sich dieser Konflikt – bis mit der Überführung von Besançon nach Oléron eine neue, entschärfende Situation eintritt: »Erst als ich ganz resigniert war, wurd' es besser.«²⁵ Die Täuschungen, denen das Ich im Widerstreit von Imagination und Wirklichkeit unterliegt, folgen einer Art von (Anti-)Klimax. Zunächst sind es die einfachen Verurteilten auf einem Gefängnishof, vor denen der Erzähler phantastisches Grauen verspürt, weil er mit dem Wort »condamnés« andere, hochliterarische Vorstellungen verknüpft als der französische Normalgebrauch.²⁶ Dann erschrickt er über den festungsartigen Charakter der Zitadelle Besançon, weil er nach dem Vorbild der Spandauer Zitadelle so etwas wie ›deutsche Gemütlichkeit‹ erwartet.²⁷ Schließlich gerät er im Verlauf

seiner Festungshaft in einen Anfall von Großmannssucht, bei dem er sich identifikatorisch mit Bismarck gleichsetzt und die Kriegsentscheidung herausfordert. Wie Bismarck die Souveränität über den Krieg besitzt, so muss er die erzählerische Souveränität über *seine* Geschichte vom Krieg zu erlangen suchen – wollte er hingegen Bismarck auf dessen unmittelbarem Feld nach-eifern, eine Vorstellung, die untenstehendes Resümee seines vorübergehenden Wahns ad absurdum führt, so gäbe er sich der Lächerlichkeit preis. Der Ausschnitt demonstriert ex negativo, dass das Anrecht des Erzählers auf seine Individualität eben nur literarisch, mit den Mitteln der Erzählung, zu behaupten ist:

»Meine eigentlichsten Untaten verübte ich aber doch als Taschen-Bismarck. Ich schrieb die Waffenstillstandsparagraphen, entwarf Präliminarien, setzte den Tag des Friedens-Abschlusses auf 24 Stunden ganz genau fest und zog die künftige Grenzlinie, die nur durch meine genaue Berechnung der Kriegskosten übertroffen wurde. [...] Ich hatte beständig ein Gefühl der Scham und des Unwürdigen, das in diesem Aufsagen vager, fundamentloser Hypothesen und willkürlicher Redensarten lag [...].«²⁸

Fontane hat die Fesseln ›alter‹, unzeitgemäß ›romantischer‹ Wahrnehmung abgestreift, um bei der Arbeit am Mythos Bismarck angelangt zu sein. Es kann ihm nicht darum gehen, sich auf groteske Weise in einer Waffengattung zu messen, die er gar nicht kennt: Die Sprache der Politik ist nicht die seine. Die politische Diskurshoheit, die Bismarck – übrigens indirekt an Fontanes Freilassung mitwirkend²⁹ – jedoch über den Krieg von 1870/71 besitzt, gibt Fontane ein Richtmaß für das Streben um die *literarische* Diskurshoheit über diesen Krieg. Mit der Erzählung von sich selbst in Frankreich (also das Projekt *Kriegsgefangen* und *Aus den Tagen der Okkupation*) behauptet er damit letztlich nichts geringeres, als den Krieg im literarischen Feld genauso souverän bewältigen zu können wie Bismarck dies auf der politischen Weltbühne für sich beanspruchte.

Für den Erzähler Fontane kommt es darauf an, die selbe Art von Strategie, wie sie ein General zur siegreichen Behauptung seiner Armee, ein Politiker zur erfolgreichen Durchsetzung seiner Diplomatie aufwenden, narrativ für die Behauptung seiner Ich-Figur aufzubringen. Dabei hat er eine *Taktik* zu wählen, die seinem Status als Kriegsgefangenem entspricht – deshalb kommt für ihn nur eine Art ›passiver‹ Selbstbehauptung in Frage, eine Selbstbehauptung, die nicht durch aktives Handeln inszeniert werden kann, die nicht aus äußerlicher Superiorität des Ich, also Hervorhebung seiner Taten resultiert, sondern die durch die erzählerische Bewältigung der Gefangenschaft hergestellt werden muss. Erzähler und erzählendes Ich sind ja in der autobiographischen Erzählung miteinander identisch und nur durch seine Behauptung *als Erzähler*

kann sich Fontane glaubwürdig und auf *seinem* weiten literarischen Feld zuhause darstellen.

Dass er sich *neben* den im Kriege (und im preußischen Diskurs auch im zivilen Leben) tonangebenden Militärs auf seinem spezifischen Sektor, in seiner spezifischen Kunst auf mindestens ebenbürtige Art zu behaupten beansprucht, wird mit dem Titel des zweiten Teils von *Kriegsgefangen* deutlich – Fontane übernimmt ihn von seinem Gefangenenstatus, den ihm die mit der Singularität seines Kasus überforderten französischen Autoritäten³⁰ für die Internierung auf der Atlantikfeste Oléron zugebilligt haben: »*Comme officier supérieur*« (Hervorhebung J. R.). Er selbst bewahrt die Anführungszeichen, wann immer er diesen Status anführt, geht in ironische Distanz zur Ehrenbezeugung³¹ – will sich weder mit fremden Federn schmücken noch mit einem Offizier *gleichsetzen* lassen. Auf Oléron erhält er mit dem Faktotum Rasumofsky dementsprechend auch nur die Karikatur eines Adjutanten.³²

Entscheidend sind nicht die in diesem Status mitschwingenden Konnotationen von gehobenem weltlichen Rang und militärischer Besserbehandlung, die Fontane hier augenzwinkernd annimmt, aber aufgrund des *comme* gleichwohl wieder ironisch in Frage stellt; es ist die ›superiore‹ Perspektive, die ihm damit zugesprochen wird: die Lage wie ein höherer Offizier überschauen zu können, als eine Art ›Mittelpunkt‹ die Mitgefangenen um sich versammelt zu haben und Anekdoten von ihnen aufzuschnappen wie ein Offizier den Rapport seiner Soldaten entgegennimmt – und sich dabei sogar weit freier als ein echter Offizier, nämlich nicht gebunden an einen militärischen Standpunkt, umschauen zu können. Das »*comme officier supérieur*« entspricht dem literarischen Rang, den Fontane als Erzähler für sich beansprucht.

Analog zur Tugend des höheren Offiziers, in dessen Macht es steht, Dinge geschehen zu lassen und selber handelnd tätig zu werden, *lässt* Fontane für sich erzählen, sich Anekdoten zutragen, bewährt sich als ordnendes und organisierendes Zentrum der Erzählung. Selbstbehauptung heißt hier, innerhalb des Kutschiert-, Verschoben- und Interniertwerdens, von dem in *Kriegsgefangen* die Rede ist, den Überblick zu bewahren, sich mit kritischer Ratio einzurichten im status quo, das Erzählen voranbringen, als würde genau dies sein Überleben sichern, ein Stocken ihn jedoch dem Tod nahebringen: »Genug davon«.³³ Deshalb auch das Überspringen scheinbar kritischer Momente, das Überspielen von Schocks – es geht darum, das Erzählen zu sichern, darum, *sich* im Erzählen abzusichern. Daher weist er, in fast nietzscheanischem Gestus *avant la lettre*, die Vergegenwärtigung peinlicher oder erniedrigender Momente seiner Gefangenschaft von sich; das Traumatische bleibt vorsätzlich ausgespart, weil es sich der vorbehaltlosen Eingliederung in den Fluss der Erzählung versperrt – sie stattdessen zum Stocken oder gar Verstummen brin-

gen und, schlimmer noch, ein ungewollt mitleiderregendes Bild vom Erzähler zeichnen würde –, weil es für *seine* Historie nicht »nützlich« ist. Darin liegt übrigens auch eine bewusste Entscheidung für realistisches Erzählen, wenn wir es, wie seit Wolfgang Preisendanz üblich, mit den Darstellungsmodi von Komik und Ironie verknüpfen,³⁴ im Gegensatz zu einem unter den »Realisten« des 19. Jahrhunderts verbreiteten Verständnis von »Romantik« (inklusive Schillers *Jungfrau*) als pathetisch, mitleid- oder grauenerregend:

» [...] *sehr* Hartes wurde mir zugemutet. Indessen es sei drum. Die Dinge liegen hinter mir, und es tut nicht gut, ja es schädigt einen geradezu, die ganze petite misère eines solchen Daseins auf den Tisch zu legen. Misère weckt Mitleid, aber auch dégoût. Es ist, als ob es auch von *diesen* Dingen hieße: aliquid haeret. Ich lasse Gras darüber wachsen und führe lieber Erlebnisse vor, über die leichter und lachender zu berichten ist.«³⁵

Konsolidierung also durch die Vergegenwärtigung gegenseitigen Zusammenrückens und sich im Kreis seine Geschichte Erzählens, des gegenseitigen Zuhörens, auch der gemeinsamen Trauerarbeit qua Erzählen – eine alte literarische Technik des Krisenmanagements, die ihren Meister in Boccaccio hat und auf die schon Goethe zur Abmilderung des *Campagne*-Debakels zurückgegriffen hatte. »Alles wurde durch einander geworfen«,³⁶ heißt es, die Unterbringung der verschiedenen Grade und Ränge von Gefangenen betreffend, über die Zustände auf der Zitadelle Besançon. Fontane antwortet mit zwei bezeichnenden Gesten, die an beiden Polen seiner Realismusauffassung angesiedelt sind, aber in ihrer Verschränkung für ihn zusammengehören. Die erste Geste ist realistisch schon wegen ihres einschränkenden Nebensatzes: »Ich [...] kreuzte die Hände überm Knie und starrte ins Blaue, soweit dies an diesem Orte möglich war.«³⁷ Hier wird die Imagination aktiviert, die jedoch nicht zu dumpfem Brüten führt, sondern für jenen Zustand von Empfänglichkeit sensibilisiert, mit dem er aus der zweiten Geste – das zeit- und nervenopfernde Sichfügen ins Zusammensein mit dem bunten Volk seiner Mitgefangenen – literarisches Kapital ziehen kann, und zwar die »Schilderung einzelner Persönlichkeiten, die mir das Schicksal zu Bettgenossen gab.«³⁸

Die Porträtgalerie, die Fontane aus den anekdotischen Skizzen der einzelnen »Typen« entstehen lässt, schafft Raum für jene Vielstimmigkeit, die Michail Bachtin am (realistischen) Roman hervorgehoben hat.³⁹ Im Gegensatz aber zu Goethe inszeniert sich Fontane nicht als Unterhalter, sondern bleibt als Anekdotensammler eher im Hintergrund; was er zu hören bekommt, vermittelt ihm ein lebendiges Bild der französischen Volks- und Unterweltskultur, die, um es drastisch zu sagen, der Obrigkeit den Hintern zeigt, ein karnevaleskes Amusement, an dem er aufgrund seiner Fremdheit, der sprachlichen Unzulänglichkeit und der im Zweifelsfall obrigkeitshörigen deutschen

Prägung zwar nicht aktiv teilhaben kann, der er jedoch sein Staunen nicht verweigert.

Es ist als wolle Fontane im Porträt der anderen sich selbst auf die Spur kommen. In der späteren Unterredung mit dem Gefängniswärter in Marennes erscheinen die Weltanschauungen beider Männer, des Deutschen und des Franzosen, im Kontrast zu ihren feindlich gegenüberstehenden Söhnen gar als austauschbar; es kommt hier indirekt zu einer »Verbrüderung« – ein halbes Jahrhundert bevor dieser Begriff im Kontext von Schützengräben und Massenverbrüderungen seinen spezifischen Sinn erhalten sollte – und zur impliziten Bloßstellung der existentiellen Sinnlosigkeit des Krieges: »Wir sprachen von unseren Söhnen, der seine *in* Paris, der meine *davor*; die Väter saßen hier friedfertig beieinander.«⁴⁰ Auf weniger Worte könnte die grundsätzliche Beweglichkeit interpersonaler Perspektiven kaum gebracht werden – gleichzeitig aber auch das Ausgeliefertsein des einzelnen an Tagespolitik und die sie begleitenden Nationaldiskurse.

Fontanes Kriegsgefangenschaft geht dort zu Ende, wo 55 Jahre zuvor Napoleon seinen Abschied von Frankreich nahm, auf der Atlantikinsel Oléron.⁴¹ Von dieser Engführung der eigenen mit der imaginierten einstigen Anwesenheit des Imperators profitiert der Autobiograph: Die Erzählung von sich selbst, so peripher sein Schicksal inmitten dieses Kriegs auch sein mag, erhält zusätzliche Legitimation aufgrund der historischen Aura des Ortes; sein Ich, als »Pronomen des Imaginären«,⁴² wird entscheidend aufgewertet. Gleichzeitig liefert die Zurückgezogenheit der Insel die Möglichkeit zur Umschau auf drei Wahrnehmungsfeldern, die für sein späteres Erzählen bestimmend werden: Landschaft, Literatur und Menschen. Ästhetische Absicherung im Zeichen von Objektivität sich selbst gegenüber, dabei dem Primat einer insgesamt anekdotischen Erzählprogression gehorchend – auf diese Formel ließe sich die autobiographische Methode von *Kriegsgefangen* verkürzen.

Die Makrostruktur von *Kriegsgefangen* läuft – viel ausdrücklicher als dies im anekdotisierenden Erzählgestus von Goethes *Campagne* bereits angelegt war – auf die Summe vieler anekdotischer »Mikroepen« hinaus, die miteinander durch wenige, im Lauf der vier großen Kapitel auch variierende Leitmotive (etwa im »Oléron«-Kapitel die Figur seines »Adjutanten« Rasumofsky oder den menschenleeren Naturkontrast; insgesamt: den Kontrast von »Romantisierung« versus »realistischer« Wirklichkeit), vor allem aber durch das organisierende Zentrum des Ichs miteinander verbunden sind. Fortlaufende, sich akkumulierende Anekdotisierung ist damit das narrative Grundprinzip der autobiographischen Erzählung *Kriegsgefangen*.

Diese anekdotische, auf der Summe von durch die Zeugen- und Zuhörerschaft des Ichs beglaubigter »Mikro«-Erzählungen basierende Erzählstruktur

kündigt bereits einen vom Realismus in die Moderne führenden Wechsel im Zeitbewusstsein an – Erzählen wird bei Fontane zwar noch nicht zu einem bloß punktuellen oder gar »plötzlichen« Vorgang im Sinne Karl Heinz Bohrer's,⁴³ aber doch zu einem jeweils nur kürzere Zeitverläufe narrativ verdichtenden Prozess, der nur deshalb so natürlich wirkt, weil er sich innerhalb eines Rahmens ›natürlich‹ empfundener Zeitprogression abspielt. Die Anekdoten können einerseits offen durch das narrative Vermögen des Erzählers gestaltet und in den chronologischen Handlungsverlauf eingebunden sein – oft dort, wo es sich um *seine* Begegnungen mit einzelnen Menschen oder Menschentypen, um Reisebekanntschaften handelt –; sie können aber auch quasi dokumentarisch ohne vermittelnde Erzählerstimme anekdotische Erlebnisse Dritter wiedergeben: dies ist dort der Fall, wo es sich um vom Erzähler nicht selbst erlebte Kriegsberichte mitinhaftierter deutscher Soldaten handelt (die Abschnitte 10–13 des Oléron-Kapitels). Der Schrecken, der auf diese Weise immerhin *ans Ohr* des Ichs dringt – so will es der Kontext von *Kriegsgefangen*: die Gespräche mit den Mithäftlingen sind Teil des Tagesablaufs auf Oléron – wird unkommentiert belassen; er kann höchstens durch *andere* Erfahrungen des Ichs (etwa im Anblick der maritimen Landschaft) kompensiert oder gar transzendiert werden, bleibt jedoch in den einzelnen anekdotischen Berichten für sich stehen.

Zum neu gewonnenen Realismusverständnis des Erzählers muss es auch gehören, derartige Wirklichkeitsschilderungen *auszuhalten*. Sie werden, anders als etwa in Flauberts *Salâmmbo* und im Gegensatz zu Weltkriegsschilderungen später bei Ernst Jünger, auch nicht oder kaum ästhetisiert⁴⁴ – Ästhetisierung findet bei Fontane in anderen Bereichen statt. Es fragt sich jedoch, ob der Krieg tatsächlich zum Erzähler ›spricht‹ bzw. ob der Erzähler sich tatsächlich darum bemüht, den Krieg als Erfahrungswirklichkeit zu sich sprechen zu lassen – oder ob er nicht vielmehr daran interessiert ist, der *direkten* Berührung mit dem Krieg auszuweichen? Ist er nicht sogar darum bemüht, die Thematisierung des Kriegs als von außen kommendem Haupt- und Leitmotiv seiner Erzählung zu meiden und stattdessen auf *andere* Wirklichkeitsbereiche einzugehen? Auch die Nachträglichkeit, mit der er in *Aus den Tagen der Okkupation* die Schlachtfelder aufsucht, spricht für eine Erzählstrategie, sich inmitten des Kriegs dennoch abseits vom Krieg oder nurmehr (auch zeitlich) an seinem Rand zu situieren. Man könnte dies als Fontanes dezenten Widerstand gegen eine Erscheinung bezeichnen, die ihm sowohl ästhetisch als auch moralisch suspekt bleibt.⁴⁵

Ebenso spricht die im Epilog von *Kriegsgefangen* beschriebene Abschottung des Ich vor dem in Waffen stehenden Südfrankreich, seine Eile, auf schnell gewechselten Bahnhöfen und Zugcoupés die schweizerische Grenze

zu erreichen, für seine Zurückweisung des Kriegs als ästhetisches Sujet. Die ihm in den Knochen sitzende Angst vor dem französischen Bürgerkrieg⁴⁶ wirkt sich fatal auf seine Wahrnehmung während der Rückfahrt aus: Er sieht so gut wie nichts; die Landschaft »spricht« nicht mehr zu ihm. Sein Ich vermag lediglich im Zeitraffer zu benennen, was es zwar durchfährt, aber nicht mehr *sieht*. Es kann über die Fahrt durch Südfrankreich nicht viel mehr als das vermerken, was ihm nicht schon das auf Oléron konsultierte Kursbuch der Eisenbahn hätte mitteilen können; seine Französischkonversation verfolgt rein pragmatische, keine kulturell vermittelnden Ziele mehr; die Dinge können zwar quantitativ benannt, nicht aber qualitativ versinnlicht werden. Die Schilderung seiner Rückreise ähnelt dem Szenario einer Flucht.

Es ist paradox: in die Freiheit entlassen, fühlt sich das Ich so bedroht wie während der gesamten Kriegsgefangenschaft kein einziges Mal und kann letztlich nur jenes Wort auf die Seite setzen, das zwar ein Gefühl ausdrückt, aber keine Wahrnehmung fixiert: »Frei«.⁴⁷ Diese Freiheit ist weniger Ruhezustand als vielmehr Anspruch und Herausforderung zu Neuem; höchstens ist sie eine Atempause vor dem nächsten Aufbruch: Sie kann sich allein im Erzählen bewähren, denn sie ist v. a. auch eine Befreiung in literarischer Hinsicht,⁴⁸ etwa von den Fesseln romantisch verengter Weltwahrnehmung (der *blaue* Reisesack wird auf dem Festland gegen eine »leidlich elegante Tasche« eingetauscht)⁴⁹ – und diese Art von Befreiung ereignet sich nicht auf dem Kriegsschauplatz.

Die Freiheit, die Fontane meint, ist die Freiheit seines Metiers, der Feder; es ist die Freiheit, den Krieg als frontale, konkret ich- und lebensfeindliche Gewalt zu meiden – und ihn dank seiner poetischen Lizenz meiden zu dürfen, ohne dabei aufhören zu müssen »Realist« zu sein, da er den Krieg dennoch erzählerisch umkreist: mit dem Ziel, ihn sich auf Distanz zu halten.

Anmerkungen

- 1 THEODOR FONTANE: *Kriegsgefangenen. Erlebtes 1870. Aus den Tagen der Okkupation*. In: HFA III, 4. Autobiographisches. Hrsg. von WALTER KEITEL. München 1973, S. 541–689, 693–1025.
- 2 Brief aus Oléron vom 13.11.1870 an Emilie Fontane, zit. nach THEODOR FONTANE: *Kriegsgefangenen. Erlebtes 1870*. Hrsg. von OTTO DRUDE. Frankfurt a. M. 1993, S. 245.
- 3 THEODOR FONTANE: *Der Krieg gegen Frankreich*. 4 Bde. Mit einem Vorwort von GORDON A. CRAIG. Frankfurt a.M. 1985. – Storch resümiert Fontanes schlachtenhistoriographische Fleißübung treffend als »Auftragsarbeit, bei der er nicht zuletzt den Wünschen seines Verlegers Rechnung tragen mußte, die er dennoch – wenigstens in der Hauptsache – auf eigentümliche Weise verfehlte,

- indem das Ganze jeder Siegerpose gegenüber den Unterlegenen ermangelte«. DIETMAR STORCH: »Das Wesen dieser Potsdamme...«. *Anmerkungen zum preußischen Fontane im Jahre der Reichsgründung*. In: *Fontane Blätter* 58 (1994), S. 177–192, hier S. 177. – Zur Genese der Kriegshistoriographien Fontanes vgl. JAN PACHOLSKI: *Das ganze Schlachtfeld – ein zauberhaftes Schauspiel. Theodor Fontane als Kriegsberichterstatter*. Wrocław/ Görlitz 2005.
- 4 JOHN OSBORNE: *Vor den Romanen. Krieg und Kunst*. Göttingen 1999, S. 17. Ähnlich einschränkend Osbornes Eintrag im Fontane-Handbuch, hrsg. von CHRISTIAN GRAWE und HELMUTH NÜRNBERGER, Tübingen 2000, S. 852: »Neben den Kriegsbüchern im engeren schreibt Fontane auch Berichte feuilletonistischer Art, die seine Reisen an die Kriegsschauplätze dokumentieren.«
- 5 Zur Aufwertung von Fontanes *Der Krieg gegen Frankreich* aus geschichtswissenschaftlicher Sicht vgl. ELKE SANDER: *Theodor Fontane als Kriegshistoriker zwischen Droysen und Delbrück*. In: *Fontane Blätter* 58 (1994), S. 125–136. Aus philologischer Sicht im selben Tenor HUGO AUST: *Das »wir« und das »töten«*. *Anmerkungen zur sprachlichen Gestaltung des Krieges in Fontanes Kriegsbüchern*. In: *WiWo* 41 (1991), S. 199–211 sowie zur Darstellungstechnik der episodischen Vergegenwärtigung erneut JOHN OSBORNE: *Le Bourget, oder die Garde nach St. Privat: Zu Fontanes Der Krieg gegen die Republik*. In: *Fontane Blätter* 58 (1994), S. 138–155.
- 6 Dies gibt auch OSBORNE zu (»es geht darum, seiner Krise mit literarischen Mitteln Herr zu werden. Die literarische Selbstdarstellung im autobiographischen *Kriegsgefangen* ist Reflexion des Kriegsberichterstatters über seine Entwicklung«, *Krieg und Kunst*, wie Anm. 4, S. 131), obwohl das autobiographische Element in Fontanes Kriegsberichterstattung von ihm wiederum als »Nebenprodukt« stigmatisiert wird – ein rein quantitatives Argument. Vgl. JOHN OSBORNE: *Autobiographisches als Nebenprodukt zu Fontanes Kriegsbüchern*. In: *Fontane Blätter* 65/66 (1998), S. 234–245.
- 7 Die Gattungsfrage kann je nach Blickwinkel verschieden gestellt und diskutiert werden; es liegt jedoch kein Grund vor, Fontanes eigener Verortung nicht prinzipiell zu folgen – erinnert sei an durchaus übliche Mischungen der Genres in autobiographischen Textsorten, die dann im Untertitel eine Spezifizierung von seiten des Autors erfahren, z. B. »Harzreise« oder »Winterreise« (Heine), »Aus meinem Leben« (Goethe): Auch hier schwanken ja die Beurteilungen zwischen mehr oder weniger schlüssigen Zuschreibungen wie »Autobiographie«, »Memoiren«, »Reisebeschreibung«, manchmal auch »Polemik« oder »Essay« (bis hin zu Hybridbezeichnungen unserer Tage wie »Reiseessay«, »Romanessay« usw.), ohne dass substantiell damit etwas gewonnen wäre. Für meine Argumentation ziehe ich es vor, *Kriegsgefangen* und *Aus den Tagen der Okkupation* zunächst wertneutral als »autobiographische Erzählungen« zu bezeichnen, wenn

- der Verlauf der Mikroanalyse nicht andere Schlüsse, und sei es auch nur stellungsweise, erbringt.
- 8 MARC THURET zur unabhängigen Urteilsbildung Fontanes: »Was Fontane aber von seiner reaktionären Umgebung unterscheidet, ist sein bei konservativen Persönlichkeiten sehr atypischer Widerspruchsgeist. Jede These ist ihm suspekt, sobald sie zum Gemeinplatz zu werden droht. Mit den Wölfen heulen ist nicht seine Sache. Konsens wird ihm widerwärtig, sobald er in Gedankenlosigkeit ausartet. Dann kann er seine eigene Überzeugung revidieren oder gar verleugnen. Er zeigt sich außerdem bereit, Irrtümer einzugestehen, Urteile zu überdenken, Aussagen zu korrigieren.« MARC THURET: *Napoleon III. in Fontanes Urteil*. In: *Fontane Blätter* 58 (1994), S. 155–176, hier S. 170.
 - 9 HANS BLUMENBERG: *Vor allem Fontane. Glossen zu einem Klassiker*. Frankfurt a.M. 2002, S. 174.
 - 10 An Emilie Fontane aus Reims, 12.4.1871; Hervorhebungen im Original. In: THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch Frankreich. Erlebtes 1870–1871. Kriegsgefangen. Aus den Tagen der Okkupation. Briefe*. Hrsg. und mit einer Einleitung von GÜNTHER JÄCKEL. Berlin (Ost) 1970, S. 589.
 - 11 LÖTHAR KÖHN: *Zwei Zivilisten im Krieg. Bismarck und Fontane 1870/71*. In: *Literatur und politische Aktualität*. Hrsg. von ELRUD IBSCH und FERDINAND VAN INGEN. Amsterdam 1993, S. 409–423, hier S. 422.
 - 12 Vgl. MARC THURET: *Fontane in Frankreich. Geistesverwandtschaft und Rezeption*. In: *Fontane Blätter* 69/70 (2000), S. 108–121; YVES CHEVREL: *Fontane et la France. A problematic encounter*. In: *Theodor Fontane and the European Context*. Hrsg. von PATRICIA HOWE and HELEN CHAMBERS. Amsterdam 2001, S. 63–75.
 - 13 Ein direkter Vergleich von Goethes *Campagne* mit Fontanes Frankreichbüchern – *Aus den Tagen der Okkupation* nimmt ja teilweise die selben Orte in den Blick, an denen Goethe achtzig Jahre früher vorbeigekommen war, und Straßburg ist Fontane natürlich als Goethes Studienstadt bekannt – liegt m. W. bislang noch nicht vor. Seit D.C. RIECHELS Aufsatz *Goethe and Fontane* (in: *Formen realistischer Erzählkunst*. Festschrift für Charlotte Jolles. Hrsg. von JÖRG THUNECKE et al. Nottingham 1979, S. 417–427), der seinerseits von EBERHARD BAHRS Aufsatz *Fontanes Verhältnis zu den Klassikern* (in: *Pacific Coast Philology* 11 [1976], S. 15–22) profitiert, gilt in der Forschung die Ironie als Modus der erzählerischen Bewältigung angeschauter Wirklichkeit als beiden Klassikern gemeinsames Moment: »The caution Goethe recommends in the foreword to *Farbenlehre* is the direct equivalent of Fontane's ›Sinn für Thatsächlichkeiten‹ (letter to Friedlaender, 3 October 1893), and the moral of his narrative art: Jedes Ansehen geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen, und so kann man sagen, daß wir schon bei jedem

- aufmerksamen Blick in die Welt theoretisieren. Dieses aber mit [...] Ironie zu tun und vorzunehmen, eine solche Gewandtheit ist nötig, wenn die Abstraktion, vor der wir uns fürchten, unschädlich, und das Erfahrungsergebnis, das wir hoffen, recht lebendig und nützlich werden soll.« (RIEHEL, wie Anm. 13, S. 425).
- 14 Vgl. JOHN S. CORNELL: »Dann weg mit's Militär und wieder ein ziviler Zivilist«. *Theodor Fontane and the wars of German unification*. In: *1870/71 – 1989/90. German unifications and the change of literary discourse*. Hrsg. von WALTER PAPE. Berlin 1993, S. 79–103, hier S. 93: »Der Krieg gegen Frankreich is a literary monument to German unification«.
- 15 Unverstellter geht es bisweilen nur noch in den nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Briefen an seine Frau zu. Am deutlichsten vielleicht in Bezug auf Fontanes *Differenz* zur Kriegsöffentlichkeit eine Stelle bereits vom 5. August 1870, noch in der Sommerfrische des mecklenburgischen Dobbertin, in Anbetracht des Kriegsbeginns und als illusionlose Vorwegnahme künftiger Zumutungen, notiert: »Das ganze wirkt auf mich wie eine kolossale Vision, eine vorüberbrausende wilde Jagd, man steht und staunt und weiß nicht recht, was man damit machen soll. Eine durch Eisenbahnen regulierte Völkerwanderung, organisierte Massen, aber doch immer *Massen*, innerhalb deren man selbst als ein Atom wirbelt, nicht draußen stehend, beherrschend, sondern dem großen Zuge willentlich preisgegeben. Es ist wie wenn es in einem Theater heißt: »Es brennt«; fortgerissen einem Ausgange zu, der vielleicht keiner ist, mitleidslos gedrückt, gestoßen, gewürgt, ein Opfer dunkler Triebe und Gewalten. Manche lieben das, weil es ein »excitement« ist; – ich bin zu künstlerisch organisiert, als daß mir wohl dabei werden könnte.« THEODOR FONTANE: *Briefe*. Bd. 2. 1860–1878. Hrsg. von WALTER KEITEL und HELMUTH NÜRNBERGER. München 1978, S. 326.
- 16 Ich verstehe Fontanes Romantikbezug in einem weiten Sinne als literarischen Traditionsbezug, zu dem auch im neugermanistischen Sinn nicht als Romantiker geltende Autoren wie Wieland oder Schiller gehören – sie fallen allesamt unter die Autoren, mit deren Lektüre Fontane herangewachsen war: Sie konfigurieren die Epoche der »Sattelzeit« (Koselleck) um 1800, die in der internationalen Komparatistik auch als »romanticism« bekannt ist. Dieses Verständnis von Fontane als »Romantizisten« von Hause aus deckt sich in gewisser Weise mit Thomas Manns Fontanebild: »War er ein Romantiker? Im deutschen Sinne gewiß nicht. Seine Romantik ist romanischer Herkunft, eine Cyrano-de-Bergerac-Romantik, die unter Versen ficht. [...] Was fehlt, ist ferner, bei aller Lust am Historischen, der reaktionäre Zug, der Haß gegen »diese Zeit«.« THOMAS MANN: *Der alte Fontane*. In: *Essays I*. Hrsg. und textkritisch durchgesehen von HEINRICH DETERING unter Mitarbeit von STEPHAN STACHORSKI. Frankfurt a. M. 2002, S. 248–276, hier S. 265. – Zu beachten ist auch das von Fontane vor

seiner realistischen ›Bekehrung‹ im Geburtsort Jeanne d'Arc vorzugsweise gepflegte lyrische Genre – er verstand sich als Balladen- und Romanzendichter: ein romantisches Erbe, das sich unter den Realisten als Lyrikern fortsetzte, vermittelt sicher nicht zuletzt durch die Schwellenfigur Heinrich Heines; der *Romanzero* stand als einziges Buch Heines in Fontanes Handbibliothek (Sigle Q 39 im Fontane-Archiv). (Vgl. Theodor-Fontane-Archiv: Bestandverzeichnis. Teil 1,1. Potsdam 1962); HANS OTTO HORCH: »Das Schlechte...mit demselben Vergnügen wie das Gute«. Über Theodor Fontanes Beziehungen zu Heinrich Heine. In: Heine-Jb. 18 [1979], S. 139–176; ROLAND BERBIG: *Der Dichter Firdusi – »sehr gut«*. Zu Theodor Fontanes Lektüre des *Romanzero* von Heine. Begleitumstände mit einem detektivischen Exkurs. In: *Fontane Blätter* 65/66 [1998], S. 10–53.) Vor allem aber fehlte in Fontanes literarischer Biographie bis 1870 noch ein *Roman*, das epochentypische Genre, mit dem er sich als praktizierenden Realisten hätte ausweisen können. Der Gattungswechsel vollzieht sich erst in den 1870er Jahren – nach den französischen Erlebnissen. Dass es schon aus Gründen der »Einflussangst« (Harold Bloom) Fontane andererseits nie um eine Fortsetzung der Romantik; sondern spätestens seit 1848 um eine neue, zeitverhaftete Poetik für sich und seine Generation gegangen ist, bleibt unbestritten – die »Romantik« war jedoch die literarische Prägung, die er erfahren hatte und deren Weltbild (wie der erste Teil von *Kriegsgefangen* zeigt) sich nicht von heute auf morgen abstreifen ließ.

- 17 Hamlet I, 4: »What may this mean, / That thou / Revisit'st thus the glimpses of the moon?« In: THEODOR FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 550.
- 18 THEODOR FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 552.
- 19 Vgl. HANS-MARTIN SCHORNECK: *Fontane und die französische Sprache*. In: *Fontane Blätter* 2, H. 3 (1970), S. 172–186.
- 20 THEODOR FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 560 f.
- 21 »Oh, Jeanne d'Arc! Il faut que je paye cher pour vous«, seufzt er in einem auf der Feste Besançon auf Französisch verfassten Brief seiner Frau gegenüber neun Tage nach seiner Festnahme in Domrémy. FONTANE: *Briefe* (wie Anm. 15), S. 339.
- 22 Fontane ist sich dieser romantischen Prägung bewusst, wie die spätere Erwähnung Hoffmanns im Abschnitt »Moulins« anlässlich des Anblicks einer Gefängniszelle während der Überführung nach Oléron verdeutlicht. Allerdings wird dieser Ort als vorrevolutionäres Rudiment, »dans le style avant 1793« (Hervorhebung J. R.), ausgewiesen, was auch den zum Anschein des Orts assoziierten Hoffmann in literarische Vorzeit entrückt: »Schreck und Heiterkeit wechselten in meiner Stimmung; alles war gespenstisch und lächerlich zugleich. E. T. A. Hoffmann hätte hier eine glückliche Stunde feiern können. Auch in mir überwog bald ein gewisses poetisches Interesse jede andere Regung. Der Schließer

- führte mich an einen Bettstand, der für mich hergerichtet worden war, legte mein Gepäck zu Füßen und wünschte mir gute Nacht.« FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 600 f.
- 23 THEODOR FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 547.
- 24 Ebd. S. 565.
- 25 Ebd.
- 26 »Retirez vous; vous ne connaissez pas ces gens là-bas; ce sont des condamnés.« Es überlief mich ein wenig. Im Verlaufe meiner Kriegsgefangenschaft bin ich später Tag um Tag mit ›Condamnés‹ zusammengewesen und habe dabei erfahren, daß auch ein wegen Trunkenheit oder Disziplinarvergehen zu drei Tagen Gefängnis Verurteilter diesen für unser Ohr entsetzlichen Namen führt. Damals aber waren mir die Condamnés noch einfach ›Verdamnte‹ und ich hatte das Gefühl mich ›tra la perdute gente‹ [Anspielung auf Dantes Höllenimagination – J. R.] zu befinden«. Ebd. S. 558.
- 27 »Ich entsann mich eines Besuches, den ich vor vielen Jahren einmal auf der Spandauer Zitadelle gemacht hatte, und knüpfte an Festungshaft, die für mich ohnehin nur 24 Stunden dauern konnte (so wähnte ich), die Vorstellung von Nachmittagskaffee und einer Partie Sechsendsechzig. Welche Illusionen!« Ebd. S. 570. – Aber auch in den Folgekapiteln kommt es immer wieder zu solchen irrümlichen Projektionen des Ichs, die umgehend durch die anders gelagerten Realitäten demontiert bzw. korrigiert werden: Der Illusionsbruch (dazu gehört übrigens auch im weiteren Sinn der Bruch mit negativen, unter Fontanes Landsleuten und Lesern verbreiteten Projektionen über die Franzosen) ist eines der Leitmotive von *Kriegsgefangen*. Vgl. etwa die Ent-Täuschung angesichts des Ortsnamens »Moulins«: »Vor allem aber heimelte [!] mich der Name an; was konnte reizender klingen als *Moulins*. Ich stellte es mir vor als von Wind- und Wassermühlen umgeben, die einen still und lauschig, die andern rasch und plauderhaft, und dazwischen eine Bevölkerung von Klosterschülern und Mühlknappen, die einen schwarz, die andern weiß, aber alle gleichmäßig heiter, ihr Leben teilend zwischen Singen und Angeln. Nie war eine Vorstellung falscher gewesen.« (Ebd. S. 599.) Aufgrund dieser Erfahrung versagt sich der Erzähler weitere Luftschlösser aus dem poetischen Kapital von Ortsnamen zu schlagen: »Um 4 Uhr nach Poitiers. Wie schön der Name in meinem Ohre klang! Aber seitdem Moulins meine Erwartungen so arg enttäuscht hatte, hatt' ich den Mut verloren, meiner alten Neigung zu leben und auf Namen und Namensklang zu bauen.« (Ebd. S. 610.) Endgültig sind die »Gefahren des Romantizismus« (ebd. S. 623) erst auf Oléron überwunden: »Ich schwankte einen Augenblick [bei der Entscheidung für ein Zimmer mit Blick zum Meer]; dann hatte ich meine Wahl getroffen und erwiderte ihm lachend, daß ich nicht gern zum zweiten Male als Opfer des Romantizismus fallen möchte; Aussicht sei viel, aber Komfort sei

- mehr.« (Ebd. S. 624)
- 28 Ebd. S. 586 f.
- 29 Vgl. GÜNTHER JÄCKEL: *Einleitung*. In: THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch Frankreich*, wie Anm. 10, S. 17 f.
- 30 Vgl. die Anekdote auf der späteren Zwischenstation auf dem Weg nach Oléron, Gueret, die Fontane geschickt mit einem autobiographisch inspirierten Vergleich verknüpft: »Inzwischen war mein vielzitiertes Beglaubigungspapier (»comme officier supérieur«) wieder vorgezeigt worden und schuf hier eine völlige Verwirrung. Man wußte offenbar nicht, was man daraus machen sollte. Die ganze Szene erinnerte mich lebhaft an die Vorgänge, die sich in kleinen Bädörtern mit Filial-Apotheken regelmäßig zu wiederholen pflegen, wenn Lehrling, Gehülfe, Prinzipal das aus der größeren Stadt kommende Rezept nicht entziffern, das neueste Modemittel nicht erraten können und nach langem Getuschel und Aufwand einiger Fremdwörter endlich erklären: ein solches Arzneimittel existiere nicht.« FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 605.
- 31 Vgl. etwa die Art humorvollen understatement, wie er die aus dem Status resultierende Besserbehandlung goutiert: »Der Weg von Rochefort bis Marenes betrug wenig über zwei Meilen; es war also eine gute Gelegenheit gegeben, unser durch Eisenbahnfahrten nur mäßig in Zirkulation gehaltenes Blut durch einen vierstündigen Marsch wieder frisch und umlaufslustig zu machen. Die Nachricht davon wurde auch mit allgemeinem Jubel aufgenommen; ich als »officier supérieur« indes erhielt die Zusicherung eines Wagens, womit ich denn auch, trotz aller Wertschätzung energischen Blutkreislaufs, schließlich sehr einverstanden war.« (Ebd. S. 615.)
- 32 »Es geht ein leiser Zug von Inkorrektheit durch unsern gesamten Wandel hier, und so kann es nicht überraschen, daß in dem Verhältnis zwischen Rasumofsky und mir manches bloß auf den Schein gestellt ist. Eine gesellschaftliche Lüge, wie so vieles andere!« Ebd. S. 628.
- 33 FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 560.
- 34 WOLFGANG PREISENDANZ: *Humor als dichterische Einbildungskraft. Studien zur Erzählkunst des poetischen Realismus*. München 1985 [zuerst 1961].
- 35 FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 572.
- 36 Ebd. S. 571.
- 37 Ebd. S. 571 f.
- 38 Ebd. S. 572.
- 39 Zu Fontanes romanesken Œuvre unter diesem Aspekt vgl. NORBERT MECKLENBURG: *Theodor Fontane. Romankunst der Vielstimmigkeit*. Frankfurt a. M. 1998.
- 40 FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 614.
- 41 Der Mythos seiner imaginären Verquickung mit dem Schicksal Napoleons geht

- so weit, dass er das Datum der Völkerschlacht bei Leipzig (die für Fontane als einer der preußischen Gründungsmythen zentral ist – man denke an *Vor dem Sturm*) »korrigiert«, um es auf den Tag genau mit Napoleons Ankunft auf St. Helena übereinstimmen zu lassen. Dieser Hinweis bei WULF WÜLFING: »Aber nur dem Auge des Geweihten sichtbar«. *Mythisierende Strukturen in Fontanes Narrationen*. In: *Fontane Blätter* 65/66 (1998), S. 72–86, hier S. 77.
- 42 · ROLAND BARTHES: *Die Vorbereitung des Romans. Vorlesung am Collège de France 1978/79 und 1979/80*. Hrsg. von ERIC MARTY, zusammengestellt und mit einem Vorwort von NATHALIE LÉGER. Aus dem Französischen von HORST BRÜHMANN. Frankfurt a.M. 2008.
- 43 Vgl. KARL HEINZ BOHRER: *Plötzlichkeit. Der Augenblick des ästhetischen Scheins*. Frankfurt a. M. 1981.
- 44 Bei der im zwölften »Oléron«-Abschnitt etwa »Jäger Schoenfeldt« in den Mund gelegten Schilderung ist wohl mehr bühnentragische Stilisierung als Ästhetisierung des Schreckens am Werk: »Ellis, in Verzweiflung, machte sich gewaltsam los, um die Hand des Toten noch einmal zu fassen; aber eh' er zehn Schritt gemacht hatte, trafen ihn drei Kugeln in Kinnbacke, Brust und Schenkel; er kroch jetzt heran und umarmte zärtlich die am Boden liegende Leiche des Freundes. Selbst die Feinde hielten einen Augenblick inne und sahen dem grausig-rührenden Schauspiel (!) zu.« FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 661.
- 45 Vgl. hier noch einmal die in Anm. 15 angeführte Äußerung aus dem Brief an seine Frau vom 5.8.1870. – Die ästhetischen Bedenken sind aber grundsätzlich existentiell begründet: »Es frommt nicht, der Gorgo ins Antlitz zu schauen«, wie er in *Aus den Tagen der Okkupation* anlässlich der Beinahe-Begegnung mit Alexandre Dumas fils vor den Klippen bei Dieppe notiert (wie Anm. 1, S. 845).
- 46 »Ist es ein Zufall, daß die Heimfahrt durch das von revolutionären Leidenschaften erschütterte Land nur in einigen nächtlichen Episoden gezeigt wird?« fragt GÜNTER JÄCKEL in der Einleitung zu FONTANE: *Wanderungen durch Frankreich*, wie Anm. 10, S. 21.
- 47 FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 689: »Ich warf den Reisesack in die Ecke, mich selber aufs Sopha, kreuzte die Hände über der Brust, atmete hoch auf und sagte das *eine* Wort: Frei.« Bezeichnenderweise wird dieses Wort, das letzte im letzten Satz der Erzählung, in einem Hotel geäußert, also an einem Ort des Übergangs – nicht der dauerhaften Ankunft.
- 48 Vgl. ähnlich JOHN OSBORNE: *Krieg und Kunst*, wie Anm. 4, S. 138: Das »Moment der Selbstreflexion bildet den moralischen und den erzählerischen Wendepunkt, auf den die Befreiung am Schlußpunkt zu beziehen ist.«
- 49 FONTANE: *Kriegsgefangen*, wie Anm. 1, S. 686: »Ich kaufte eine leidlich elegante Tasche, bat, den Prozeß des Umpackens sofort vornehmen zu können, und löste diese Aufgabe, die bei der Beschaffenheit meiner Effekten nicht eben

leicht war, mit Geschick und Dezenz. Dann überreichte ich den Kattunsack mit der Bitte, diese blaue Trophäe [!] zur Erinnerung an einen preußischen prisonnier de guerre aufbewahren zu wollen.« Bezeichnenderweise war ihm dieser blaue Sack von einer der phantastischen, zwischen Schein und Sein changierenden Gestalten im ganzen Figurenensemble der Erzählung, seinem soi disant »Adjutanten« Rasumofsky genäht worden: »Meine gute Laune hatte noch einen besonderen Grund; es war nämlich unmöglich, auf Rasumofsky zu blicken, ohne von jenem Empfindungscontrast berührt zu sein, der vielleicht die Wurzel allen Humors ist. Von den drei Kardinal-Eigenschaften meines Burschen, um derentwillen ich ihn überhaupt engagiert hatte, hatte ich bisher nur *zwei* kennen gelernt, den Polen und den schwarzen Husaren; heute, zum Abschied, hatte er, mir zuliebe, auch die *dritte* seiner Qualitäten hervorgesucht: den Schneider. Das rechte Bein über dem linken Knie, so saß er da, von Lichtern umstrahlt, vom Kaminfeuer beschienen, und nähte mir, aus blauem Futterkattun, einen Reisesack.«

Fontane im Verhältnis zum Law-and-Literature-Movement

BERNHARD LOSCH

Rechtliche Normung gegen literarische Fantasie

Vor gut 20 Jahren erschien in den USA ein Buch unter dem Titel *Law and Literature: A Misunderstood Relation*. Der Verfasser, Richard A. Posner,¹ der 15 Jahre zuvor ein Buch über *Law and Economics* veröffentlicht hatte,² meinte, das Verhältnis zwischen Recht und schöner Literatur werde nicht genug ausgeschöpft. Eine strukturelle Analyse – wie früher zum Verhältnis von Recht und Wirtschaftswissenschaft – führte ihn zu ungefähr folgendem Gedankengang:

(1) Die Literatur beschäftigt sich in großem Umfang mit dem Recht,³ es fehlt aber an vergleichenden Untersuchungen.

(2) Grundsätzlich ist festzustellen, dass die Rechtsvorschriften selbst als eine Form der Literatur betrachtet werden können (»law as literature«). Würde man daran literarische Maßstäbe anlegen, könnte man das Recht verständlicher machen.

(3) Mehr Beachtung hat die Verarbeitung des Rechts in der Literatur gefunden (»law in literature«). Würde man genauer analysieren, wie die Literatur die Rechtsprobleme behandelt, könnte man das Recht auch inhaltlich verbessern. Sinngemäß weitergedacht, ließe sich ergänzen, dass umgekehrt die literarische Fantasie vor Bodenlosigkeit bewahrt werden könnte.

Posners und ähnliche Stellungnahmen entfachten das sogenannte law-and-literature-movement,⁴ das sich schnell auch Großbritanniens⁵ und schließlich Deutschlands⁶ bemächtigte. Schon zuvor hatte die *Neue Juristische Wochenschrift*, die führende deutsche Rechtszeitschrift, anknüpfend an die in Deutschland lang geübte Tradition, sich mit »Dichterjuristen«⁷ und literarischen Ausführungen zum Recht zu beschäftigen, die Reihe der Hefte zu *Literatur und Recht* eröffnet.⁸ Im Gefolge des law-and-literature-movement kam es zu einer großen Zahl von Veröffentlichungen, Tagungen und Kongressen.⁹ Eine neue

Zeit des übergreifenden Verständnisses von Recht und Literatur schien angebrochen zu sein. Aber so heftig die Welle sich auftürmte, so schnell ebte sie auch wieder ab.¹⁰ Das hat seinen guten Grund.

Man muss sich vor Augen halten, dass das Recht die Aufgabe hat, das Zusammenleben der Menschen zu ordnen. Dazu ist ein Regelwerk erforderlich, das für sämtliche Situationen Direktiven vorsieht. Regelungen verfahren nach dem Schema: »Wenn dieser Sachverhalt vorliegt, dann gilt diese Rechtsfolge«. Die Lebenssituationen werden also in bestimmte Sachverhaltstypen eingeteilt, für die bestimmte Anordnungen gelten. Anders gesagt, das Leben wird genormt. Die Aufgabe des Juristen besteht darin, die Lebenssachverhalte in die Schemata der Normen einzuordnen und danach zu beurteilen.

Zur Erläuterung ein Beispiel aus dem Strafrecht: Wenn eine fremde bewegliche Sache zum Zweck der Aneignung weggenommen wird, ist das rechtlich ein Diebstahl, für den die Rechtsfolge der Bestrafung vorgesehen ist. Zu prüfen ist also, ob es sich um eine Sache handelt, ob die Sache beweglich ist, ob sie aus dem Herrschaftsbereich des Besitzers entfernt wird und ob die Entfernung in der Absicht vorgenommen wird, eine neue Verfügungsgewalt zu begründen. Nur wenn alle diese Voraussetzungen erfüllt sind, kommt die Rechtsfolge zum Zug. Kurz gesagt, erfasst das Recht das Leben durch das Visier der Rechtsnormen.

Die Literatur dagegen ist an das Raster der rechtlichen Normung nicht gebunden, sondern kann die Darstellung der Lebensvorgänge so fantasievoll ausmalen, wie sie will. Sie kann die Konstellationen und Motivationen, die Gemütszustände und Gedankengänge sowie die Verläufe und Auswirkungen in allen denkbaren Nuancen widerspiegeln. Wollte man dagegen auch die Rechtsnormen auf feinste Zusammenhänge abstimmen, würde das Recht seinen Zweck, das Zusammenleben zu ordnen, verfehlen und stattdessen zu einem biblischen Epos ausufern. Umgekehrt würde man der Literatur die Poesie austreiben, wollte man sie rechtsrealistisch machen.

Die gegenseitige Verständigung stößt folglich an Grenzen, die durch die Unterschiedlichkeit der Perspektiven gesetzt sind. Zwar kann die Begegnung von Recht und Literatur Verdienstvolles zum gegenseitigen Verständnis beitragen. Aber die spezifischen Funktionen der beiden Bereiche – einerseits das Leben zu ordnen und andererseits dem Leben einen Spiegel vorzuhalten – können nicht vertauscht werden. Deshalb darf nicht erwartet werden, die Begegnung könnte die jeweiligen Fachgefahren bannen, sich entweder in Normautismus zu verstricken oder sich in literarische Unerheblichkeit zu verflüchtigen.

Leutnant Kattes Hinrichtung und die Frage nach der Gerechtigkeit

Nun stellt sich die Frage, was sich zur Begegnung von Recht und Literatur aus Fontanes Werk entnehmen lässt.¹¹ Um eine Antwort zu finden, können ein paar bezeichnende Stellen herangezogen werden.¹² Ausdrücklich auf das Recht zu sprechen kommt Fontane in den *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Der zweite Band, der unter dem Titel *Das Oderland* 1863 erschien, enthält im Kapitel *Küstrin* den Abschnitt *Die Katte-Tragödie*.¹³ Darin schildert Fontane, wie der preußische Kronprinz Friedrich, der spätere König Friedrich der Große, zusammen mit seinem Freund, Leutnant Katte, 1730 aus Preußen fliehen wollte, um sich dem harschen Regiment seines Vaters, des sogenannten Soldatenkönigs, zu entziehen.

Der nächtliche Fluchtversuch des Kronprinzen aus der Reisetruppe des Königs scheiterte an der Aufmerksamkeit der Begleiter. Einige Tage später wurde dem König ein Brief an Katte zugeleitet, aus welchem der Fluchtplan hervorging. Nach vielen Verhören ernannte der König ein 16-köpfiges Kriegsgericht, das über den Versuch der Desertion zu urteilen hatte. Bei einer ersten Abstimmung erklärte sich die Mehrheit hinsichtlich des Kronprinzen für unzuständig. Hinsichtlich Kattes erkannte sie gemäß dem Kriegsrecht auf Todesstrafe. Das endgültige Urteil unterstellte den Kronprinz direkt dem König. Hinsichtlich Kattes wurde, weil die Flucht erfolglos geblieben war, auf lebenslange Festungshaft erkannt.

Der König wies das Urteil zurück unter Hinweis auf mehrere Bibelstellen, wonach vom Recht nicht abgewichen werden dürfe. Das Kriegsgericht blieb jedoch bei seinem Spruch. Darauf erging die königliche Cabinetsordre, dass Katte dem geltenden Recht zufolge wegen der Verletzung seiner militärischen Loyalitätspflicht und aus Gründen der Generalprävention und außerdem, weil gemäß dem lateinischen Sprichwort »Fiat iustitia et pereat mundus« das Recht durchgesetzt werden müsse, eigentlich mit glühenden Zangen gerissen und gehenkt werden müsse. Mit Rücksicht auf seine Familie solle er aber mit dem Schwert vom Leben zu Tode gebracht werden. Ein Gnadengesuch Kattes blieb erfolglos und schon tags darauf wurde er hingerichtet. Als er in den Festungshof geführt wurde, verabschiedete er sich noch galant vom Kronprinzen, der an einem der Fenster stand.

Seiner ausführlichen Schilderung fügt Fontane einen Abschnitt hinzu mit der Überschrift: *Das Recht und das Schwert*. Darin stellt er die Frage, ob die Hinrichtung »Gesetz oder Willkür... Gerechtigkeit oder Grausamkeit« war. Er stellt fest, dass in dem Geschehen vorschnell ein »Fleck« auf dem Hohenzollernschild gesehen wurde, er aber einen »Schmuck« darin sehe, einen »Edelstein«, und sagt wörtlich: »Dass es ein Blutkarneol ist, ändert nichts.« Er hebt

hervor, dass sich die Betrachtung zu stark auf den Kronprinz fixiert und den Fall dadurch dramatisiert habe.

Am Vorgang störe allein der Umstand, dass sich der König zum Richter aufgeschwungen und seine Gnadenkompetenz mit Rechtsprechungsgewalt verwechselt habe. Jedoch versöhne damit, dass er richtig empfunden habe, als er ausdrückte, dass es ihm leid tue, er jedoch zu dem Schluss komme, es wäre besser, Katte »stürbe, als daß die Justiz aus der Welt käme«, was Fontane als großartiges Wort bezeichnet. Eine Erklärung dafür hatte er schon eingangs gegeben, als er hervorhob, dass die Hinrichtung jene »moralische Kraft« veranschauliche, »aus der dieses Land, dieses gleich sehr zu hassende und zu liebende Preußen erwuchs.«

Dabei spricht er von der Verweichlichung und Oberflächlichkeit der Gegenwart, die der damaligen Rechtsstrenge nicht mehr folgen könne, und bekennt sich unumwunden zur Notwendigkeit, das Recht unbeugsam durchzusetzen. Jedoch geht er nicht auf die komplementäre Seite der Rechtsgeltung ein, die seit Aristoteles als Angemessenheit im Sinn der Einzelfallgerechtigkeit gegenüber der unbeugsamen Gleichheit der Rechtsgeltung hervorgehoben wird, um Ausnahmesituationen, in denen die strikte Rechtsanwendung ungerecht wäre, Rechnung tragen zu können.

Andererseits beurteilt er scharfsinnig, dass der König eigentlich seine Kompetenz überschreitet, will den Fehler aber inkonsequent durch die Erklärung des Königs ausgeglichen sehen. Auch kommt er nicht näher darauf zu sprechen, dass das geltende Kriegsrecht nur abgemildert durchgesetzt wurde und außerdem verschweigt er sich dazu, ob der Kronprinz zu Recht nur durch eine kurze Haft zur Verantwortung gezogen wurde.¹⁴ Er lädt die gesamte Schuld auf Katte, der schon lange einen verbrecherischen Einfluss auf den Kronprinzen ausgeübt habe. Gleichzeitig aber stellt er seiner Schilderung voran, dass Katte der eigentliche Held und ihm die gebührende Ehre zu geben sei, denn er habe sich in den Verhören und bei der Hinrichtung durch ritterliche Gesinnung und Heldenhaftigkeit ausgezeichnet.

Schließlich versteckt sich Fontane hinter seiner nicht weiter verfolgten Anmerkung, dass das Kriegsgericht, anders als aus dem Postverlauf zu schließen, von einem Brief Kattes an den Kronprinz ausging, wodurch die Rolle der Beteiligten in ein anderes Licht gerückt wurde. Im Übrigen setzt er seiner Bemerkung über die Verweichlichung seiner Zeit entgegen, dass »Gott sei Dank die Strenge« an »Ansehen zu gewinnen« scheine, um gleich daran anzufügen, »ohne damit die Segnungen, die wir einer anderthalbhundertjährigen freiheitlichen Entwicklung verdanken, anzuzweifeln oder verkennen zu wollen.«

Im Ganzen wirkt Fontane äußerst bemüht, Wasser auf allen Schultern zu tragen. Aber grundsätzlich bewundert er die Haltung, die für die absolute

Schärfe des Rechts eintritt.¹⁵ Jedoch strengt er sich gleichzeitig an, Rechtfertigungsgründe dafür ausfindig zu machen. Zum einen verfährt er dabei nicht unparteiisch. Zum anderen bringt er gleich wieder relativierende Perspektiven ins Spiel. So erweist er sich zwar als kluger, aber nicht unvoreingenommener und als schriftstellerisch anregender, aber nicht streng pragmatischer Rechtsdenker.

***Vor dem Sturm* als Diskurs über das Staatswiderstandsrecht**

Der erste Roman Fontanes, der 1878 unter dem Titel *Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 auf 13* erschien,¹⁶ rückt als »Vielheitsroman«, wie Fontane sagte,¹⁷ die dargestellte Begebenheit – den Versuch eines preußischen Aufstands gegen die napoleonische Besatzung – durch die Augen vieler verschiedener sozialer Gruppen und Beteiligten ins Bild und macht als Gesprächsroman¹⁸ die Erörterung zur dominierenden Handlungsstruktur. Dadurch kann die historische Erzählung den Charakter eines Gesellschafts- und Zeitromans annehmen,¹⁹ der ein Bewusstseinspanorama entfaltet, in welchem zugleich aktuelle Gedankenbezüge anklingen können.

Das Thema ist zwar die Insurrektion, der Widerstand gegen den Besatzer, der zugleich den Widerstand gegen den mit diesem verbündeten preußischen König bedeutet. Aber der Akzent liegt auf der Frage, wie gerechtfertigt werden kann, dass die dem König geschuldete Loyalität aufzukündigen ist. Fontane greift also das Thema des Staatswiderstands auf, für das er Vorbilder in der preußischen Geschichte fand und das er gleich zu Beginn des Romans zur Sprache bringt. Im Plot, den er daraus macht, verschiebt er das Thema aber aus der unmittelbaren Konfrontation mit dem König und dem von diesem repräsentierten Staat und serviert es dem Leser als mit der fremden Besatzung raffiniert verwickeltes Unternehmen.

Das besondere Problem, vor das sich der Aufständler Berndt von Vitzewitz gestellt sieht, ist, dass der geplante Aufstand doppelt illegal wäre. Er würde sich gegen ein vertraglich abgesegnetes Besitzungsregime und zugleich gegen König und Staat richten. Diese Schwierigkeit wird in den wechselnden Gesprächskreisen, aus denen der Roman aufgebaut ist, immer aufs Neue und aus allen Perspektiven diskutiert.²⁰ Insbesondere Walter Müller-Seidel arbeitet die Widerstandskonstellation heraus und weist auf die geistesgeschichtlichen Grundlagen des Staatswiderstandsrechts hin. Dabei hebt er die entscheidende Gesprächsszene hervor, in welcher das dialektische Verhältnis der Treue sowohl gegenüber dem Volk als auch gegenüber der vorgegebenen Obrigkeit mit dem verbindenden Bezugspunkt der inneren Überzeugung zur Sprache gebracht wird.²¹

Immerhin kann der Gegenschlag gegen die Besatzungsmacht damit gerechtfertigt werden, dass die Besatzung, weil sie die Bevölkerung in unerträgliche Not versetzt, rechtswidrige Formen angenommen und ihre Legitimität verloren hat. Wenn dagegen kein anderes Mittel zur Verfügung steht, wie es in der Aufkündigung des Besatzungsvertrags durch den König zu sehen wäre, dann muss das Notwehrrecht der Bevölkerung in Betracht kommen. Doch mit der Gegenwehr gegen den Besatzer wäre zugleich die Rebellion gegen den König verbunden, und diese ließe sich nicht mit ähnlicher Deutlichkeit rechtfertigen. Deshalb bleibt zunächst nichts anderes übrig, als beim König vorzufühlen, ob er sich nicht ebenfalls gegen den Besatzer stellen will. Sollte er sich dazu aber nicht durchringen, wäre darin ein Verstoß gegen die seinerseits dem Volk geschuldete Loyalität zu sehen. Folglich wäre die Weigerung illegitim, und dagegen könnte ebenfalls durch eine Art Notwehr eingeschritten werden. Der Bruch der Staatsloyalität wäre als eine Form der Staatsnothilfe zu sehen, da die Existenz von Staat und Volk nicht anders gerettet werden kann.

Auf der Bühne der in sich verschobenen Widerstandskonstellation handelt Fontane die leitenden Gesichtspunkte, wenn auch unmerklich für den fachkundigen Leser, fast lehrbuchmäßig ab. Zunächst wird deutlich gemacht, dass die Mittel des »leidenden Gehorsams«²² und dabei allenfalls erlaubten passiven Widerstands erschöpft sein müssen, bevor zum gewaltsamen Widerstand gegriffen werden darf. Dann wird dessen Charakter als über dem Recht stehender Ausweg und letztes Mittel ins Bild gesetzt. In selbstredender Weise wird darin das Verhältnis von Legalität und Illegalität sowie von Legitimität und Illegitimität angesprochen und das Problem der Außerordentlichkeit des höheren Rechts entwickelt, das nicht mehr im Recht, sondern im Gedankenbereich der Ethik wurzelt – »das letzte bleibt immer das eigene Herz«²³.

Fontane behandelt das Leitthema seines Romans im Hin und Her der Erörterungen gründlich und erschöpfend. Es scheint, als ob die Gesprächsstruktur des Romans aus dem zugrunde liegenden Widerstandsgerüst heraus entwickelt worden wäre. Im Übrigen dürfte nicht von der Hand zu weisen sein, dass – wie schon angedeutet – in den Gesprächen über den Widerstand auch Anklänge an die zeitgenössische Situation enthalten sein könnten. Man muss sich vergegenwärtigen, dass der sogenannte Kulturkampf Bismarcks, der zur Verfolgung und Gefängnishaft und zum Widerstand zahlreicher Geistlicher mit Unterstützung kirchennaher Kreise führte, das Verhältnis zwischen Staat und Gesellschaft durch eine Reihe kirchenfeindlicher Gesetze vor allem zwischen 1871 und 1880 schwer belastete und der Aufruhr sich erst, als die Kulturkampfgesetze revidiert wurden, allmählich wieder beruhigte.²⁴ Ungefähr gleichzeitig mit dem Kulturkampf geriet die sozialistische Parteienbewegung unter wachsende staatliche Gegnerschaft,²⁵ die in das Sozialistengesetz von

1878 mündete, das die Verfolgungen, Haftstrafen und Widerstandsaktionen eskalieren ließ. Darum liegt nahe, dass in der eloquenten Behandlung des Widerstandsthemas neben der historisch eingekleideten Preußenbewusstheit²⁶ auch zeitkritische Untertöne mitschwingen.²⁷

Trotz der Ausführlichkeit, mit der die Widerstandsfrage erörtert wird, ist der Roman weit davon entfernt, dass daraus etwa eine der Erzählpoesie abträgliche Belehrung wird. Fontane legiert das Thema vielmehr so mit seiner Verarbeitung, dass es in seiner Funktion als tragender Grund aufgeht und durch die überformenden Erzählgehalte zum einen mit lebhaftem Geschehen verbunden und zum anderen in einer Weise komplettiert wird, die auch die schwierigsten Voraussetzungen für die Ausübung des Widerstands in Lebenswirklichkeit umzusetzen im Stand ist.

Unter anderem lässt er deutlich werden, dass die Widerstandsfrage durch das Feindbild, das gegen Napoleon aufgerichtet und hemmungslos aufgeputscht wurde, eine so intensive emotionale Aufladung erfährt, dass die notwendige Distanz verloren geht, die für eine derartige Schicksalsfrage unentbehrlich ist. Außerdem flicht er eine Parallele dazu in der individuellen Gefühlswelt des Aufständlers Vitzewitz ein, der einen nie überwundenen Hass auf die französische Armee hegt, weil vor Jahren ein Besatzungsoffizier seiner geliebten und über der damit verbundenen Aufregung verstorbenen Frau einen unmanierlichen Hof zu machen versuchte.

Dadurch versteht es Fontane, neben der Grundkonstellation auch den Angemessenheitsvorbehalt zu thematisieren, dass das Widerstandsrecht nicht unüberlegt und nicht aus Gründen, die außerhalb der Abwägungserfordernisse liegen, und außerdem auch nicht vorschnell beansprucht werden darf. Er modelliert daraus die scheinbar schicksalhafte Zwangsläufigkeit der Handlung, die den Versuch, einen Aufstand herbeizuführen, fehlschlagen lässt. Aber er bleibt dem Leser nicht schuldig, ihm die zunächst kaum erkennbaren Mängel bei der Wahrnehmung des Widerstandsrechts zu bedenken zu geben. Nach dem Misserfolg verstrickt er den Widerstandshelden in ein »Selbstgericht«,²⁸ in welchem auseinander gesetzt wird, dass die Sache des Widerstands nur die eine, die Ausübung durch die mit ihrer subjektiven Lebenswelt beteiligten Menschen die andere Seite ist und sich die generellen mit den individuellen Risiken verschränken, was die Gefahr, die mit Ausnahmesituationen verbunden ist, ins Unbeherrschbare steigert. So kann man sich zwar in *Vor dem Sturm* höchst lehrreich zum Widerstandsrecht unterhalten lassen. Was Fontane als poetischer Regisseur mit einer unablässigen Fülle von anspielungs-, gedanken- und stimmungsreichen Vorgängen daraus gemacht hat, verkörpert aber den Unterschied zwischen einer juristischen Fallstudie und einem ingeniosen Kunstwerk der schönen Literatur.

Grete Minde als Performance des privaten Widerstandsrechts

Wenn die Sprache auf *Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik* kommt, die historische Erzählung, die kurz nach dem Roman *Vor dem Sturm* erschien,²⁹ denkt man an die Brandstiftung in Tangermünde und an die Beschreibung, wie sich die gedemütigte und racheverblendete Frau in die Flammen stürzt. Der Gedanke, dass Fontane auch in diesem Buch ein rechtliches Lehrstück zur Folie seiner Darstellung gemacht haben könnte, erscheint an den Haaren herbeigezogen. Und doch liegt er sichtbar auf der Hand.

Ausgangspunkt der Schilderung ist auch hier ein Unterdrückungsszenario. Die junge exotische Grete, katholische Tochter aus zweiter Ehe des Ratsherrn Minde im protestantischen Tangermünde, lebt in der Familie ihres Halbbruders und wird als Außenseiterin angefeindet. Pfarrer Gigas, dem sie sich anvertraut, rät ihr von Gegenwehr ab³⁰ und allenfalls, wenn die Situation völlig unerträglich werden sollte, zur Flucht, also zum Ausweg in der vorrangig zu wählenden Form des passiven Widerstands. Das Gespräch, über das Grete ihrem Freund Valtin am (vieldeutig in die Überschrift des Abschnitts gesetzten) *Wendenstein* in einer Szene berichtet, deren Wiedergabe eine Schlüsselstellung kurz vor der eintretenden Wende des Geschehens einnimmt, klingt, als ob es nach Vorlage eines Lehrbuchs zum Widerstandsrecht verfasst wäre.

Als Grete im Anschluss daran wegen einer Kleinigkeit von ihrer Schwägerin gescholten wird, rutscht ihr die Hand aus. Sie schleudert einen Gürtel auf die Schwägerin, der diese blutig verletzt. Unüberlegt verfällt sie also in den aktiven, gewaltsamen Widerstand. Sie erschrickt und ergreift sofort, aber nunmehr überstürzt und zusammen mit Valtin, die Flucht. Nach dem elenden Tod des Freundes und inzwischen Mutter geworden, kommt sie völlig verarmt mit ihrem Kind zurück und bittet um Wiederaufnahme in die Familie, notfalls auch als rechtlose Magd. Aber die Bitte wird ihr hartherzig abgeschlagen.

Darauf besinnt sie sich auf ihr Pflichtteilsrecht nach ihrem verstorbenen Vater und erhebt Anspruch auf ihr Erbe. Weil ihr auch das geltend gemachte Recht versagt wird, muss sie es beim Ratsgericht einklagen. Vom zunächst ausgeführten Scheitern des Widerstandsrechts im ersten Teil der Erzählung schwenkt der zweite Teil also um zur Geltendmachung eines regulären Rechts und zur Notwendigkeit, dafür den gerichtlichen Rechtsweg beschreiten zu müssen. Auf dem Weg zur Verhandlung fällt Gretes Blick an der Rückwand des Rathauses auf einen alten gereimten Vers über das gerechte Richten, der dem Richter, sollte er das Recht beugen, die Strafe durch das Jüngste Gericht androht.

Den Vers vor Augen muss sie erleben, dass ihr die Ratsherren einschließlich ihres Halbbruders, der seinem Vater in den Ratssitz nachrückte, mit vor-

dergründigen Lügen ihr Erbrecht verweigern. Die Lage ist aussichtslos. Nun käme erneut ein Widerstandsrecht zum Zug und wäre sogar gewaltsamer Widerstand gerechtfertigt. Aber es fehlen ihr die Mittel dazu. Deshalb bleibt nur noch der Untergang. In ihrer Verzweiflung greift sie zur irrsinnigen Rache. Noch am selben Abend zündet sie die Stadt an und stürzt sich mit ihrem Kind und ihrem kleinen Neffen in die Flammen.

Es ist offensichtlich, dass Fontane zur Handlungsgrundlage in *Grete Minde*, wie in *Vor dem Sturm*, das Widerstandsrecht wählt. Aber im Unterschied zum dort behandelten Widerstand im öffentlichen oder Gemeinwohlinteresse handelt es sich nunmehr um das Widerstandsrecht zur Wahrung privater Interessen. In *Grete Minde* verwickelt Fontane die Rechtsfigur noch um vieles mehr in ihre tatbestandlichen Voraussetzungen. Im zweiten Teil der Erzählung zeigt er das Widerstandsrecht im klassischen Gewand, in welchem es aus der rechtswidrigen Versagung eines geltend gemachten Rechts hervorgeht.³¹ Fontane legt wiederum, wie im ersten Teil, größten Wert darauf, die Ausgangssituation eindringlich darzustellen, was ihm u.a. sehr eindrucksvoll mit dem Rathausspruch gelingt, der auf die Rechtsverweigerung durch das Ratsgericht vorausdeutet.

Ebenso wie in *Vor dem Sturm* das Widerstandsrecht daran scheitert, dass bei dessen eigentlich legitimer Geltendmachung eigensinnige Motive mitmischen, so kann es auch in *Grete Minde* nicht zum Erfolg führen, weil eine anfängliche Eigenmacht den nicht mehr aufhaltbaren Unglücksstein ins Rollen brachte. Zwar wird die Verarbeitung des Widerstandsrechts nicht so offen, wie in *Vor dem Sturm* ausgedrückt, aber man sieht es in *Grete Minde* wie auf einem Röntgenbild durchscheinen.

Die literaturwissenschaftlichen Stellungnahmen erschöpfen sich fast ausschließlich in der Würdigung von Fontanes Gabe zur Milieuschilderung und zur anspielungs- und symbolreichen Szenengestaltung. Die Behandlung des Widerstandsthemas wird nur oberflächlich gestreift oder zur Klassenkampf-taktik verdreht.³² Im Übrigen wird es von Fontane zwar nicht, wie in *Vor dem Sturm*, in Form einer noch greifbaren zeitgeschichtlichen Situation vorgeführt, aber es lässt doch, wenn auch kunstreich in der historischen Einkleidung versteckt, den Blick auf die Bismarcksche Politik des Kulturkampfes und der Sozialistenverfolgung durchschimmern.³³

Auch in *Grete Minde* führt Fontane vor, wie die Idee des Widerstandsrechts mit den praktischen Bedingungen seiner Ausübung im Widerstreit steht und benutzt die Rechtsfigur, um mit ihrer Hilfe sein Grundanliegen, den unlösbaren Konflikt zwischen den individuellen Lebensaspekten und der Eingebundenheit in die Gesellschaft zu veranschaulichen. Dabei weist er darauf hin, wie auf der Ebene des Gesellschaftlichen, das sich im Recht besonders konzentriert, das individuelle Verhalten Verfälschungen hervorruft, aber zugleich

auch, wie die zeitgeschichtliche und institutionelle Situation am individuellen Verhalten und der Möglichkeit der Verfälschung beteiligt ist, und dass ungute Rückständigkeiten Überwindung verlangen. Doch ebenso wie in *Vor dem Sturm*, wird das rechtliche Grundgerüst durch die schöpferische Darstellung überformt, mit der die Erzählung ihre poetische Gestalt gewinnt.

Quitt als Streitschrift zum Strafrecht und chiffriertes Menschenrechtsprogramm

Eine Stelle, an der Fontane sich so offen, wie bei der *Katte-Tragödie*, zum Recht äußert, ist im 1891 erschienenen Roman *Quitt* zu finden.³⁴ Dort diskutieren Experten der preußischen Verwaltungs- und Rechtspraxis anlässlich der Flucht des Förstermörders über die Frage, ob das herkömmliche rigorose Vergeltungsstrafrecht oder das moderne verhaltensangemessene Schuldstrafrecht vorzuziehen ist.³⁵ Die Diskussion wird auf absolut fachlichem Niveau geführt, aber durch die karikierende und boshaft ironische *Zeichnung* der Kontrahenten so ins Künstlerische verwandelt, dass der darin versteckte Lehrbuchgehalt sich fast verflüchtigt. Aber Fontane lässt keinen der entscheidenden Gesichtspunkte aus und nicht den geringsten Zweifel daran zu, welcher Ansicht der Vorzug gebührt.

Die eigentliche Rechtserörterung wird jedoch erst im zweiten Teil des Romans zum Ausdruck gebracht. Offenbar erscheint sie aber durch die ausdrücklich geführte Strafrechtsdiskussion so überblendet, dass sie kaum mehr wahrgenommen wird. Doch wird die Strafrechtsdiskussion erst durch den folgenden Romanteil in ihre eigentliche Dimension hineingehoben. Weil dieser in Amerika spielt und die Darstellung des Neue Welt-Ambientes merklich konstruiert wirkt, hat der Roman keine gute Kritik gefunden und blieb sein Charakter als fortschrittliche Tendenzschrift verborgen. Immerhin erkennt Walter Müller-Seidel, dass der zweite Teil die äußere Kulisse unwichtig werden lässt.³⁶ Aber sein Blick auf den Förstermörder lenkt ihn davon ab, dass die Schuld und Sühne-Frage nur noch als Fassade fungiert. Dagegen hob schon Peter Demetz hervor, dass *Quitt* sich zu einem »entschieden politischen Roman« entwickelt.³⁷

Der Förstermörder findet Aufnahme in eine mennonitische Gemeinschaft, die ihm ein ungewöhnlich modernes Resozialisierungsprogramm ermöglicht. In der ausführlichen Erörterung, wie Unrecht und Schuld getilgt werden können, leistet Fontane ein brillantes Gegenstück zur vorausgegangenen Strafrechtsdiskussion. Die Darstellung lässt – auch im naheliegenden Vergleich mit Dostojewskis Behandlung der Frage – die außergewöhnliche Fortschrittlichkeit Fontanes hervortreten.

Verkleidet durch die Religionsgemeinschaft, wird eine Konzeption des Zusammenlebens entworfen, die dem entspricht, was heute als menschenrechtsfundierte, demokratische Staats- und Gesellschaftsform zum Gipfel der Zivilisation und Kultur erhoben wird. Zu Fontanes Zeit aber galt das Bekenntnis dazu als verbrecherische Staatsgefährdung, die unerbittlich verfolgt wurde. Doch hatte sich Fontane mit dem zukunftssträchtigen Gedankengut im Umfeld der 48er Revolution vertraut gemacht und damals schon heftig über allgemeine Rechte, parlamentarische Mitwirkung an der Regierung und demokratische Wahlen diskutiert.³⁸ In *Quitt* lässt er erkennen, dass er dem modernen Gedankengut nicht abgeschworen hat, wie sein weiterer Werdegang vermuten ließe, sondern es im Gegenteil vertiefte und sich eine politische Sicht aneignete, die ihrer Zeit weit voraus war.

Die mennonitische Gemeinschaft lebt die Grundwerte vor, die in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948 zum Ausdruck gebracht werden und heute als Ordnungsgrundlage der Europäischen Union verbrieft sind.³⁹ Ausgangspunkt ist das Bekenntnis zur Achtung der Menschenwürde, zu Freiheit, Gleichheit und Solidarität. Auf der Ebene der kollektiven Organisation bedeutet die menschenrechtliche Grundlage, dass alle Mitglieder an der Entscheidung über die Gemeinschaftsbelange beteiligt werden. Im privaten Lebensbereich drückt sie sich in den Prinzipien des Pluralismus, der Toleranz, Nichtdiskriminierung, Gleichberechtigung und Partnerschaftlichkeit aus.

Was in *Quitt* im anfänglichen Gegeneinander des rechthaberischen Försters und des freisinnigen Bauern vorbereitet und in der Strafrechtsdiskussion ins Politische gewendet wird, findet in der Schilderung der Mennonitengemeinschaft – neben dem Handlungsstrang der Resozialisierung – eine religiös verschlüsselte Proklamation, die als ein beeindruckender literarischer Vorläufer der modernen Menschenrechtskonzeption gelten muss. Es ist erstaunlich, dass über der vordergründigen Aufmachung des Romans als Kriminalgeschichte und der Ablenkung durch die ins Herkömmliche gewendete Schuld und Sühne-Frage die eigentliche Absicht verkannt wurde, ein politisches Manifest in die Öffentlichkeit zu tragen. In Wirklichkeit ist *Quitt* ein progressiver politischer Roman im Kleid eines artistischen Zwiegesprächs zwischen Biederkeit und Aufgeschlossenheit, in welchem sich Fontane, seiner Zeit weit vorausgreifend, die beiden Seiten des Rechts als einerseits bestandswahrend und andererseits als Instrument der politischen Veränderung zunutze macht.

Effi Briest als Teach-in über Recht und Moral

Ebenfalls grundlegend, wenn auch viel unaufwendiger, äußert sich Fontane über das Recht in *Effi Briest*.⁴⁰ Greifbar wird der Rechtsbezug in der Diskussion, die Innstetten mit Wüllersdorf über die Frage führt, ob eine unversöhnliche Reaktion auf die lange zurückliegende Affäre zwischen Effi und Crampas als angemessen betrachtet werden kann. Dabei schneidet Innstetten die Frage an, ob die Angelegenheit nicht eigentlich als verjährt gelten könnte, nur um gleich darauf klarzustellen, dass sein Ehrgefühl und sein gesellschaftliches Ansehen vorgehe und sich die Tradition nicht einfach wegräumen lasse, auch wenn man vielleicht daran zerbreche.⁴¹

Damit wird das Verhältnis von Recht und Moral zur Sprache gebracht, aber erneut in typisch Fontanescher Verschleierung,⁴² denn Innstetten bezieht die Verjährung, die primär eine Rechtsfigur darstellt, eigentlich nur auf seine Kränkung, die er jedoch moralisch wertet und für die der Verjährungsgedanke unerheblich ist. Der Rechtsgedanke könnte jedoch, wenn Innstetten einer Regung des Herzens als Ausdruck einer individuell herausgeforderten Moral folgen würde, eine menschliche Handlungsalternative nahelegen, die im Verzicht auf die Durchsetzung des Rechts mit ihren traurigen Folgen läge. Diesen Weg aber durchkreuzt die Rigorosität der gesellschaftlich vorherrschenden Moral, die den Sinn der rechtlichen Erwägung verkennt, wonach zwischen der Rechtsverletzung und deren Tilgung durch zeitliches Obsoletwerden zu unterscheiden ist, was in angemessenem Rahmen die Beilegung von Konflikten ermöglicht.

Mit der Darstellung wird das jeweilige Doppelgesicht von Recht und Moral demaskiert, wie insgesamt in *Effi Briest*. Es wird gezeigt, dass das Recht erforderlich ist, um die gesellschaftlichen Verhältnisse zu ordnen, sich im Einzelfall aber ungerecht und vernichtend auswirken kann. Ebenso wird dargestellt, dass die Moral der Gesellschaft mit der individuell empfundenen Moral kollidiert, was zu destruktiven Konflikten führen kann. Außerdem wird die Verschränkung der zwiespältigen Wirkungen und ihrer Widersprüchlichkeiten in den Raum gestellt.⁴³ Souveräner lässt sich nicht mit den Normerfordernissen und Normzwängen umgehen, die auf verschiedenen Wirkungsebenen bestehen. Faszinierend ist, wie Fontane den Ernst der Sache in ein darstellerisches Spiel verwandelt, das den Ernst zugleich aufhebt und vertieft.

Vorrang der künstlerischen Gestaltung

Fragt man zusammenfassend nach dem Verhältnis zum law-and-literature-movement, ist festzustellen, dass sich in Fontanes Werk literarische und rechtliche Bezüge intensiv miteinander verschlingen. Mehrere Stufen der Verarbeitung des Rechts lassen sich beobachten. Neben einer beschreibenden Annäherung steht die strukturelle Verwendung und wird ein verdecktes Rechtsplädoyer formuliert. Insbesondere interessiert sich Fontane für die Überschneidung von Recht und Moral, in der sich vor allem in Krisensituationen die Ordnung menschlicher Beziehungen bewegt.

(1.) In der Schilderung der *Katte-Tragödie* rückt Fontane das besondere Kennzeichen des Rechts in den Mittelpunkt, nämlich die möglichst unbedingte Geltung, worin ein Fundament der Gerechtigkeit zu sehen ist. Heute ist natürlich jedermann klar, dass genauso wichtig die inhaltliche Angemessenheit ist. Fontane hilft sich aber über viele der anstehenden Rechtsfragen großzügig hinweg. Die Stellungnahme wirkt deshalb nicht als besonders rechtskundiges, sondern eher als journalistisches Glanzstück, wobei das Recht hauptsächlich als Mittel zur Gesprächsanregung fungiert.

(2.) Einen ganz anderen Eindruck gewinnt man beim Roman *Vor dem Sturm*. Die widerstandsrechtlichen Facetten sind so raffiniert in das Romangeschehen eingespiegelt, dass Fontane mit einer ganz genauen Vorstellung und mit einem geradezu listigen schriftstellerischen Vergnügen ans Werk gegangen sein muss. In *Vor dem Sturm* wird das Recht zum Nährboden der Literatur. Man könnte sagen, der Blick Fontanes habe sich – im Umschwung von der Reportage, die in den *Wanderungen* vorherrscht – fortbewegt zur Überlegung über wesentliche Zusammenhänge und von der Überlegung zur Fantasie, die zur künstlerischen Anschauung verhalf. Demnach hätte sich der Schritt zum Romanschriftsteller im Durchgang durch das Gedankengebäude des Widerstandsrechts vollzogen.

(3.) Ebenso dürfte Fontane auch in *Grete Minde* die erzählerische Gestaltung vornehmlich über das Gerüst der rechtlichen Konfiguration entwickelt haben. Und ebenso erweist er sich auch hier als sattelfester Kenner und genialer Beherrscher der normativen Schematik. Aber er zeigt noch viel deutlicher, was die schöpferische Begabung aus einem Handlungsentwurf zu machen imstande sein muss, wenn daraus ein Kunstwerk und kein Modellbau hervorgehen soll. Auch in *Grete Minde* wurde aus der normativen Konstellation eine künstlerische Gestaltung, die sich selbst zu tragen imstande ist.

(4.) Nicht nur als Vorlage für ein Erzählgerüst, sondern als programmatisches Anliegen verwendete Fontane das Recht in *Quitt*. Dabei gelang es ihm, eine aufrührerische, vom restaurativen Geist der herrschenden Kräfte als lan-

desverräterisch aufzufassende Proklamation zu inszenieren, ohne dafür als Staatsfeind verfolgt zu werden. Der Preis für die Vermengung programmatischer mit künstlerischen Absichten ist, dass weder eine bestechende Proklamation noch ein ganz abgestimmtes Kunstwerk daraus hervorging.

(5.) Mit einer Rechtserörterung wartet Fontane auch in *Effi Briest* auf. Aber nun verwertet er Rechtliches nicht mehr konstruktiv und thematisch. Er nimmt es vielmehr als Tatsache und benutzt es als Chiffre für soziale Normativität, ebenso wie die Moral. Mit sicherer und spielerisch gewitzter Hand charakterisiert er, wie vielschichtig sich die normative Eingebundenheit des Menschen auswirkt.

(6.) Im Überblick muss auffallen, dass sich Fontane nicht für das Rechtliche an sich, sondern für die Grenzen der rechtlichen Regelmäßigkeit interessiert. Sein Blick ist auf Konfliktsituationen gerichtet, in welchen der einerseits komplementäre und andererseits konkurrierende Zusammenhang zwischen Recht und Moral hervortritt und die Gefahr der tragischen Verstrickung in die Verhaltenserwartungen bewusst wird. Fontane führt vor, wie sich die Kompliziertheit der normativen Überschneidungen mit der Kompliziertheit der menschlichen Handhabungen kombiniert, die mit dem Normschema nie ganz konform gehen und seine Wirkung beeinflussen. Dabei deckt er neben den menschlichen auch die normativen Stärken und Schwächen auf, woraus wie von selbst ein Reflexionsappell hervorgeht. Charakteristisch für Fontane ist aber, dass er nicht bewertet, sondern die Zusammenhänge durchsichtig macht.

Darin liegt ein grundsätzlicher Unterschied zwischen Recht und Literatur. So ist der Roman *Vor dem Sturm* ein wunderbares Beispiel dafür, dass die Literatur von der Anschaulichkeit lebt, wogegen das Recht in der abstrakten Definition gipfelt. In der Blickrichtung der Literatur, die von der Situation zum Gedanken führt, und in der Gegenläufigkeit, mit der das Recht von der Norm auf den Sachverhalt blickt, liegen zwar viele Möglichkeiten der Begegnung. Aber die Literatur zum Rechtsinterpretieren zu machen oder das Recht in literarische Anschauung zu verwandeln, hieße im einen Fall die Kunst der Gestaltung und im anderen die Kunst der Systematisierung zu unterlaufen. Zwar veranschaulicht *Vor dem Sturm*, aus der juristischen Perspektive gesehen, die Rechtsfigur des Widerstandsrechts. Der Roman leistet aber keine dogmatische Expertise. Literarisch betrachtet, gewinnt er ein Profil der künstlerischen Darstellung, das statt nur ein Fallbeispiel zu erörtern, geist- und fantasievolle Atmosphäre erzeugt.

Auch in *Grete Minde* verwandelt Fontane den gedanklichen Grundriss in spielerischer und fast höhnischer Verwendung typischer Bausteine aus dem juristischen Konstrukt in einen Erzählgang, der völlig aus sich selbst zu leben scheint. Man kann ohne weiteres sagen, dass das Recht auch hier zur Hebamme der Kunst wurde, aber nicht, dass es am Recht gelegen hätte, wenn daraus tatsächlich Literatur entstehen konnte. Dem entspricht, dass die poeti-

sche Qualität verfehlt würde, wenn man aus der Erzählung eine juristische Gebrauchsanweisung zu machen versuchte. Ebenso würde man, wenn man mit Hilfe der rechtlichen Interpretation der literarischen Erschließung eine Krone aufsetzen wollte, die künstlerische Ebene mit der Pragmatik der rechtlichen Regelungswelt vertauschen. Ein trans- oder interdisziplinär ansetzendes Gespräch wäre deshalb dazu angehalten, sich in einem angemessenen Verhältnis zur künstlerischen Eigenständigkeit zu bewegen, um die jeweiligen Bezugsebenen nicht aus den Augen zu verlieren und nicht in ein beiderseits entwertendes Crossover zu münden.

Auf grundsätzliche Weise kommt in der kontrapunktischen Verschlingung, mit der Fontane in *Effi Briest* das Verhältnis zwischen Recht und Moral nicht nur zur Sprache bringt, sondern zugleich auch der fachlichen Erörterung entzückt, zum Ausdruck, dass die Begegnung der rechtlichen und literarischen Betrachtungsweisen zwar zu punktuellen Einblicken führen kann, die Wege in die Zentralbereiche der beiden Metiers aber aneinander vorbeiführen. Die Verwandlung rechtlicher Anregungen in ein Kunstwerk entspringt einer Begabung, die außerhalb des Dialogs von Recht und Literatur angesiedelt ist. Einerseits will die Verarbeitung in Fontanes Werk zum angemessenen Verständnis des Menschen als Mitglied der Gesellschaft beitragen. Andererseits will sie sich nicht in bestimmter Weise festlegen lassen, sondern in ihrer Rolle als künstlerische Erleuchtung aufgehen.

Anmerkungen

- 1 RICHARD A. POSNER: *Law and Literature: A Misunderstood Relation*. Harvard 1988. (Überarb. und erw. Fassung Harvard 2000).
- 2 Boston 1973.
- 3 Vgl. aus der Fülle der Beispiele SHAKESPEARE: *Der Kaufmann von Venedig*, KLEIST: *Prinz von Homburg*, SCHILLER: *Der Verbrecher aus verlorener Ehre*, CAMUS: *Der Fremde* und KAFKA: *Der Prozess*.
- 4 Vgl. BRUCE L. ROCKWOOD (Hrsg.): *Law and Literature. Perspectives*. New York 1996.
- 5 Vgl. IAN WARD: *Law and Literature. Possibilities and Prospectives*. Cambridge 1995.
- 6 Vgl. HEINZ MÜLLER-DIETZ: *Grenzüberschreitungen. Beiträge zur Beziehung zwischen Recht und Literatur*. Baden-Baden 1991; KLAUS LÜDERSSEN: *Die Juristen und die schöne Literatur – Stufen der Rezeption*. In: *Neue Juristische Wochenschrift* (NJW), 1997, S. 1006–1011. Vgl. den Beitrag von KLAUS LÜDERSSEN im Internet: http://www.zis-online.com/dat/artikel/2010_1_397.pdf.
- 7 So der Titel des dreibändigen Werks von EUGEN WOHLHAUPTER, Tübingen 1953/55/57.

- 8 NJW 1982, S. 601. Vgl. HERMANN WEBER: *Juristische Zeitschriften des Verlages C.H.Beck*. München 2007, S. 180–184.
- 9 Vgl. die Literaturhefte der NJW und die von HERMANN WEBER herausgegebene und mit der Zeit erweiterte Reihe über Recht, Literatur und Kunst in der *Neuen Juristischen Wochenschrift*, ab 2002.
- 10 Vgl. aber die neue, von RICHARD A. POSNER herausgegebene Reihe zu *Law and Literature* (I, 2009).
- 11 Vgl. unter dem Aspekt der Gerechtigkeit GERHARD SPRENGER: »Was ist Recht? Es schwankt eigentlich immer...« *Auf Spurensuche nach Fontanes Rechtsverständnis*. In: *Fontane Blätter* 77 (2004), S. 104–129.
- 12 Als Vorarbeit dienten frühere Ausführungen des Verfassers, vgl. die Hinweise in den Anmerkungen.
- 13 THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Oderland*, GBA 1997, S. 299–339.
- 14 Der Kronprinz befand sich zwei Monate lang in scharfem Arrest auf Schloss Küstrin. Danach musste er dort (mit eigener Wohnung samt Bediensteten in Küstrin) ungefähr eineinhalb Jahre lang bei der Kriegs- und Domänenverwaltung mitarbeiten. Aber schon nach Ablauf eines Jahres durfte er das Städtchen zuweilen verlassen, bevor er wenig später wieder nach Berlin umziehen durfte. Vgl. LEOPOLD VON RANKE: *Preussische Geschichte I*, München 1981, S. 471–493; FRANZ KUGLER, mit den berühmten Holzschnitten von ADOLPH MENZEL: *Geschichte Friedrichs des Großen*, Leipzig 1936, S. 59–87.
- 15 So zu Recht HELMUTH NÜRNBERGER: *Fontanes Welt*. München 1997, S. 257, Neuausgabe 2007, S. 474 f. – In Korrektur meiner früheren Sicht in: BERNHARD LOSCH: *Rechtswahrung – Rechtsdurchbrechung – Widerstandsrecht*. In: HANNA DELF VON WOLZGEN / HUBERTUS FISCHER (Hrsg.): *Religion als Relikt? Christliche Traditionen im Werk Fontanes*. Würzburg 2006, S. 63–76 (hier S. 67).
- 16 Zur Entstehungsgeschichte CHRISTIAN GRAWE / HELMUTH NÜRNBERGER (Hrsg.): *Fontane-Handbuch*. Stuttgart 2000, S. 488–494.
- 17 Ebd. S. 496 f.
- 18 Vgl. WALTER MÜLLER-SEIDEL: *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*. Stuttgart 1975, S. 126; GRAWE (wie Anm. 16), S. 471.
- 19 Vgl. PETER DEMETZ: *Formen des Realismus: Theodor Fontane. Kritische Untersuchungen*. München 1964, Ausgabe 1973, S. 46; GRAWE (wie Anm. 16), S. 474.
- 20 Vgl. MÜLLER-SEIDEL: »In einer strukturierenden Serie von Gesprächen ... « (wie Anm. 18), S. 503.
- 21 MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 18) S. 111–131. Zum Widerstandsthema vgl. auch HANS-HEINRICH REUTER: *Fontane*. 2. Band, 1968, S. 580–584; DEMETZ (wie Anm. 19), S. 57–62.
- 22 MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 18), S. 123.

- 23 THEODOR FONTANE: HFA I, 3, München 1971, S. 220.
- 24 BERNHARD LOSCH: *Die Staatsauffassung Theodor Fontanes und seine Einstellung zur staatlichen Kirchenpolitik*. In: JOSEF ISENSEE / WOLFGANG RÜFNER (Hrsg.): *Dem Staate, was des Staates – der Kirche, was der Kirche ist. Festschrift zu Josef Listls 70. Geburtstag*. Berlin 1999, S. 171–198 (hier vor allem S. 182–185, S. 193). Vgl. PETER SPRENGEL: *Von Luther bis Bismarck*. Bielefeld 1999, S. 7–29.
- 25 Die Vorkämpfer der Bewegung, August Bebel und Wilhelm Liebknecht, wurden 1872 wegen Hochverrats zu je zwei Jahren Festungshaft verurteilt. Zu Bismarcks Kampf gegen den Sozialismus ERNST RUDOLF HUBER: *Deutsche Verfassungsgeschichte seit 1789*, Bd. 4, 2. Aufl. Stuttgart 1982, S. 1144–1190.
- 26 MÜLLER SEIDEL (wie Anm. 18), S. 474.
- 27 Dafür spricht grundsätzlich das politische Interesse Fontanes und sein entsprechendes Engagement, vgl. DIETMAR STORCH: *Theodor Fontane – Zeuge seines Jahrhunderts*. In: GRAWE/NÜRNBERGER (wie Anm. 16), S. 103–191.
- 28 MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 18), S. 127.
- 29 Erscheinungsjahr 1880. Zur Entstehungsgeschichte siehe THEODOR FONTANE: *Grete Minde*. GBA 1997, S. 135–143; GRAWE (wie Anm. 16), S. 510 f.
- 30 Im Sinn des »leidenden Gehorsams« vgl. MÜLLER-SEIDEL zu *Vor dem Sturm* – (wie Anm. 22).
- 31 Deshalb der Vergleich mit *Michael Kohlhaas*. Vgl. G.H. HERTLING: *Kleists »Michael Kohlhaas« und Fontanes »Grete Minde«*. *Freiheit und Fügung*. In: *German Quarterly* 40 (1967), S. 24–40. In Kleists Erzählung wird gezeigt – ähnlich wie in *Finks Krieg* von MARTIN WALSER – wie die private Rechtssuche in die Verteidigung des öffentlichen Interesses an prinzipieller Rechtswahrung und damit in einen Staatswiderstand umschlägt.
- 32 Vgl. KLAUS GLOBIG: *Theodor Fontane »Grete Minde«: Psychologische Studie, Ausdruck des Historismus oder sozialpolitischer Appell?* In: *Fontane Blätter* 4 (1981), S. 706–713. Vgl. auch die anderen Beiträge zur Interpretation von *Grete Minde* im selben Jahrgang der *Fontane Blätter*.
- 33 Hintergründig wirkt, dass gerade der Pfarrer, und zwar der protestantische, mit der katholischen Bedrängten die Not- und Widerstandssituation bespricht und dass der religiöse Spruch über das gerechte Richten der rechtsbeugenden Stadtregierung entgegengestellt wird. Auf den ersten Blick unmerklich, aber unverkennbar wird in die Figur des hinter seiner Redlichkeitskulisse abgefeimt taktierenden Altbürgermeisters eine voller Ironie gezeichnete Bismarckkarikatur eingeflochten. Schließlich spielt in die Erzählung die Warnung herein, dass Widerstand in Terrorismus umschlagen könnte.
- 34 Zur Entstehungsgeschichte GBA 1999, S. 311–321; GRAWE (wie Anm. 16), S. 584–588.

- 35 Vgl. die ausführliche Erörterung bei MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 18), S. 197–216.
- 36 Wie Anm. 18, S. 235–238.
- 37 Wie Anm. 19, S. 92. Vgl. GRAWE (wie Anm. 16), S. 586, 588.
- 38 Vgl. STORCH (wie Anm. 27), S. 112 f., 119 f., 124–129.
- 39 In Artikel 2 des Vertrags über die Europäische Union und in der Charta der Grundrechte der Europäischen Union.
- 40 Erschienen 1896. Zur Entstehungsgeschichte vgl. *GBA* 1998, S. 371–381; DOWNES in: GRAWE/NÜRNBERGER (wie Anm. 16), S. 633–635.
- 41 Vgl. MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 18), S. 365–367.
- 42 Vgl. dazu HUMBERT SETTLER: *Fontane exemplarisch. »Effi Briest« und »Unterm Birnbaum«*. Glücksburg 2008.
- 43 Vgl. dazu MÜLLER-SEIDEL (wie Anm. 18, S. 332–377).

Käthe von Sellenthin als Bothos »Rehrücken« – Beobachtungen zu »tausend Finessen« in Theodor Fontanes Roman *Irrungen, Wirrungen*

XIAOQIAO WU

An »Fontanes vollkommenste[m] Romanschluß«¹ ist der Protagonist Botho von Rienäcker in Fontanes Berliner Roman *Irrungen, Wirrungen* zu der Einsicht gekommen: »Gideon ist besser als Botho.« (190)² Er könnte auch zu Recht ergänzen: »Lene ist besser als Käthe.«³ Denn Lene ist für ihn in der Fontane'schen Essen-Analogie⁴ »Ausnahme«, ist »Fisch«, während Käthe als Ersatz nur »Rehrücken« (93) ist.

In Hankels Ablage ist es nur Botho gelungen, einen »Fisch« zu genießen. Das ist signifikant. Als die »Königin Isabeau«, eine der drei Damen aus der Halbwelt, die Bothos drei Kameraden am daraufkommenden Tag nach Hankels Ablage mitgebracht haben, in der Küche »wegen des Mittagsbrots« (92) den Wunsch nach »Aal« äußert, antwortet der Wirt:

»Thut mir leid, meine Damen, [...] Aal ist nicht. Ueberhaupt Fisch; damit kann ich nicht dienen, der ist Ausnahme. Gestern hatten wir Schlei mit Dill, aber der war aus Berlin. Wenn ich einen Fisch haben will, muß ich ihn vom Köllnischen Fischmarkt holen.« (93)

Die Dame namens Königin Isabeau sagt »Schade« und fragt: »Aber was dann?« Die Antwort des Wirts ist: »Einen Rehrücken.« (93) Wie reagiert Isabeau auf das Angebot?

»Hm, das läßt sich hören. [...] Und dann eine süße Speise. So was mit Schlagsahne. Mir persönlich liegt nicht daran, aber die Herren, die beständig so thun, als machten sie sich nichts daraus, die sind immer fürs Süße. [...]«
»Und bis wann befehlen die Herrschaften?«
»Nun ich denke bald, oder doch wenigstens so bald wie möglich. Nicht wahr? Wir sind hungrig und wenn der Rehrücken eine halbe Stunde Feuer hat, hat er genug. Also sagen wir um 12. Und wenn ich bitten darf, eine Bowle: 1 Rheinwein, 3 Mosel, 3 Champagner. Aber gute Marke. Glauben Sie nicht, daß sich's verthut. Ich kenne das und schmecke heraus, ob Moët oder Mumm. Aber Sie werden schorr machen;

ich darf sagen, Sie flößen mir ein Vertrauen ein. Apropos, können wir nicht aus Ihrem Garten gleich in den Wald? Ich hasse jeden unnützen Schritt. Und vielleicht finden wir noch Champignons. Das wäre himmlisch. Die können dann noch an den Rehrücken, Champignons verderben nie 'was.« (93 f.)

Meines Erachtens sind in dieser Szene auch mehrere Fontane'sche Finessen versteckt. Zunächst wird der »Fisch« in diesem Dialog als »Ausnahme« hervorgehoben, während der »Rehrücken« das Übliche zu sein scheint und vor allem auch wegen des Hungers (»Wir sind hungrig«) als Ersatz angeführt wird. Für die Parallelisierung zwischen dem Fisch als »Ausnahme« in Hankels Ablage und der Mesalliance als »Ausnahmefall« in der adligen Gattenwahl gibt Fontane im Text auch ein weiteres deutliches Signal: Bei der Bilanzierung seiner geplanten Mesalliance beginnt Bozel von Rexin mit folgenden Worten: »[...] Aber wenn ich mich ehrlich befrage, so handelt sich's in meinem Falle nicht um das Uebliche, sondern um einen Ausnahmefall.« (173). Wir werden im Folgenden weiter belegen, dass mit dem »Rehrücken« durchgängig auf Bothos standesgemäße Geldheirat mit seiner reichen Cousine Käthe von Sellenthin angespielt wird.

In dem Dialog zwischen Königin Isabeau und dem Wirt wird zugleich die Frage des »Vertrauens« aufgeworfen, was mit der Vertrauenskrise zwischen Botho und Käthe korrespondiert. Auch der Onkel Kurt Anton verhält sich in Berlin sehr vorsichtig, wenn er beim Bestellen im Restaurant Hiller zum Kellner sagt: »Und frisches Wasser. Aber nicht aus der Leitung; lieber so, daß die Karaffe beschlägt.« (45) Und damit macht er die Frage des Wassers zur Sache des Vertrauens. In der von Isabeau bestellten »Bowle« ist »1 Rhein Wein« etwas Besonderes, gewissermaßen die Ausnahme, und spielt auf Botho und Lene an, während die »3 Mosel, 3 Champagner« eher auf die drei Herren und drei »Damen« anwendbar sind. Darüber hinaus spielt der »Weg« zum »Wald« als eine Metapher im Umfeld von Wasser, Fisch und Rehrücken eine bedeutende Rolle, und zwar in Verbindung mit dem Rehrücken, der damit ins Zwielicht des sowohl Bequemen als auch des Unsittlichen/Halbweltlichen gerät. Königin Isabeau will aus dem Garten des Wirts »gleich in den Wald«. Denn sie »ha[ßt] jeden unnützen Weg« (93). Isabeaus Weg ist ein »bequemere[r] Weg[]«. Angesichts »der immer größer werdenden Hitze« preist sie »sich glücklich, den verhältnißmäßig weiten Umweg über ein baumloses Stück Grasland vermieden zu haben« (94). Der Weg, den Isabeau in Hankels Ablage wählt, symbolisiert den Weg, den Botho später in der Ehe wählt: Dieser läßt Lene, das einfache Mädchen aus dem Volk, aus »ein[em] baumlose[n] Stück Grasland« unter der Sonne, im Stich und schlägt einen Weg in den »Wald« der »Stammbäume« ein. Es ist ein Weg, der buchstäblich nun bequem und schattig, im übertragenen Sinn jedoch auch »sonnig und schmutzig« ist, wie die

»palermitanische Straße« auf dem Bild Oswald Achenbachs ist, das im »Schaufenster« (43, vgl. 119)⁵ präsentiert wurde und »von einer geradezu frappierenden Wahrheit des Lebens und Kolorits« (43) zeugt. Im Blick auf die Weg-Metapher verkörpert sich die ambivalente Haltung Bothos zur Gattenwahl auch deutlich in seiner Haltung zu den Bildern der Brüder Achenbach. Bothos Monolog im siebten Kapitel lautet nämlich, als er sich die Bilder von Oswald Achenbach im Schaufenster ansieht:

»Es giebt doch Dinge, worüber man nie ins Reine kommt. So mit den Achenbach's. Bis vor Kurzem hab' ich auf Andreas geschworen; aber wenn ich so was sehe wie das hier, so weiß ich nicht, ob ihm der Oswald nicht gleichkommt oder ihn überholt. Jedenfalls ist er bunter und mannigfacher. All dergleichen aber ist mir blos zu denken erlaubt; vor den Leuten es aussprechen, hieße meinen ›Seesturm‹ ohne Noth auf den halben Preis herabsetzen.« (43)

Botho nimmt schließlich Abschied von Lene und geht die »Landpartie« (70, vgl. 91) ein. Er feiert »Mitte September [...] auf dem Sellenthin'schen Gute Rothenmoor« (114) die Hochzeit. Bothos Entscheidung wird später in der Predigt des »Konventiklers« und Amerikareisenden Franke, der Lene heiraten wird, weg-philosophisch beurteilt. Er sagt, man lerne drüben

»auch, daß es viele Heilswege giebt und viele Glückswege. Ja, Herr Baron, es giebt viele Wege, die zu Gott führen, und es giebt viele Wege, die zu Glück führen, dessen bin ich in meinem Herzen gleicherweise gewiß. Und der eine Weg ist gut und der andre Weg ist gut. Aber jeder gute Weg muß ein offener Weg und ein gerader Weg sein und in der Sonne liegen und ohne Morast und ohne Sumpf und ohne Irrlicht. Auf die Wahrheit kommt es an und auf die Zuverlässigkeit kommt es an und auf die Ehrlichkeit.« (154)

Wir haben gezeigt, dass in Hankels Ablage die Meinungsverschiedenheit der »Damen« über den Spaziergang im Wald (93, vgl. 94) von dem Erzähler doppelbödig konzipiert wird und eigentlich bereits die Buß- und Pilgerfahrt Bothos zum Rollkrug vorausnimmt. Mit der Fahrt kehrt Botho kurz vom »Wald«, also der Ehe mit Käthe, zum »Wasser«, also Lenes Welt, zurück, wie Johanna, mit der der Erzähler auf Botho anspielt,⁶ in Hankels Ablage darauf beharrt, »nach dem Dorfe zurück [zu] gehen, von dem wir gekommen sind« (94). Bothos Rückkehr ist ebenfalls »so romantisch und so melancholisch« und erweist sich auch als »ein hübscher Weg« (94). Auf dem Friedhof, den Johanna gezeigt hat und der auf die Bestattungsstätte der Frau Nimptsch anspielt, erblickt man »ein sehr großes [Kreuz] von Marmohr« (95), was die Parteinahme des Erzählers für eine alte Frau aus der Unterschicht sehr deutlich verrät.

Königin Isabeau, deren Brückenschlag zu der Figur Käthe von Sellenthin nicht nur durch Textelemente wie glänzende »Sprechfähigkeit« (90),⁷ fleckiger

resp. zerbrochener »Sonnenschirm« (94)⁸ und Kindererziehung (96),⁹ sondern auch durch die »Fettleibigkeit« im eigentlichen und übertragenen Sinn¹⁰ hergestellt wird, besteht aber auf dem anderen Weg: »Zeuthen und Kirchhof, alles Unsinn. Da bleiben wir doch lieber hier und sehen gar nichts.« (95) Sie will also im »Wald« bleiben. Es wird ebenfalls angespielt auf die verhinderte Mesalliance Bothos in der Vorstadt und seinen Rückzug in den adligen Kreis, wenn Königin Isabeau zu Lene über die Vergangenheit Johannas sagt:

»Sie war immer blos bei kleinen Leuten, draußen auf der Chaussee nach Tegel, wo kein Mensch recht hinkommt und blos mal Artillerie vorbei fährt. Und Artillerie ... Nu ja ... Sie glauben gar nicht, wie verschieden das alles ist. Und nun hat sie der Serge da 'ausgenommen und will was aus ihr machen.« (95 f.)

In Hankels Ablage soll die »Reunion« zwischen den Herren und den Damen »um 12 Uhr« (92) sein. Zugleich bezieht sich die »Reunion« auf die Wiederbegegnung Lenes mit Botho nach der Trennung: ebenfalls »gerade« um »Zwölf« (119).¹¹ Auch die drei Jahre später erfolgte gedankliche »Reunion« Bothos mit Lene wird auf »eben 12« (171)¹² Uhr festgelegt. Schließlich bezieht sie sich auf die Rückkehr Käthes von Schlangenbad. In Hankels Ablage wird die »Reunion« bezeichnenderweise verzögert:

»Isabeau sah öfter nach der Uhr; der Zeiger wollte nicht recht vom Fleck. Als es aber halb zwölf war, sagte sie: »Nun, meine Damen, ist es Zeit; ich denke wir haben jetzt gerade genug Natur gehabt und können mit Fug und Recht zu was Anderem übergehen. [...].« (98)

Wie der »Zeiger« für Isabeau will – oder besser: soll – Käthe für den vom Friedhof zurückgekehrten Botho nicht zu früh kommen: »[...] Und muß ich mich nicht freuen, daß sie wiederkommt? Eine so hübsche Frau, so jung, so glücklich, so heiter. Und ich freue mich auch. Aber heute darf sie nicht kommen. Um Gottes willen nicht.« (165) Die Frist der »Reunion« von Botho und Käthe wird verschoben: wie der »Zeiger« Isabeaus ist Käthe von Schlangenbad »nicht gekommen«. Sie meldet »ihre Rückkehr für den dritten Tag« (170) an. Wie Isabeau hat auch Käthe genug »Natur gehabt«. Sie konstatiert: »Und wenn man aus der Natur kommt, so wie ich [...].« (184) Sie meint, jetzt »mit Fug und Recht zu Was Anderem übergehen« (98) zu können: Nach der »ehelichen Untreue« in Schlangenbad ist Käthe »reif zur Ehe«:¹³

»[...] Ach, Botho, welcher Schatz ist doch ein unschuldiges Herz. Ich habe mir fest vorgenommen, mir ein reines Herz zu bewahren. Und Du mußt mir darin helfen. Ja, das mußt Du, verspricht es mir. Nein, nicht so; Du mußt mir dreimal einen Kuß auf die Stirn geben, *bräutlich*, ich will keine Zärtlichkeit, ich will einen Weihekuß ... [...].« (184, Herv. X. W.)

Fontanes Finesse, Käthes Schuldgefühl zu verstecken, steht im engen Zusammenhang mit der Causerie und vor allem in dem durchgängig versteckten

Kontrast zum »Zoologischen« und erweist sich zugleich als Käthes »Finesse«. In Hankels Ablage fährt Isabeau fort:

»[...] Seit heute früh um 7 eigentlich keinen Bissen. Denn die Grünauer Schinkenstulle kann ich doch nicht rechnen ... Aber Gott sei dank, alles Entsagen, sagt Balafré, hat seinen Lohn in sich und Hunger ist der beste Koch. Kommen Sie, meine Damen, der Rehrücken fängt an wichtiger zu werden, als alles andre. Nicht wahr, Johanna?« (98)

Wie steht es mit Botho und Käthe? Nach dem Argument mit Franke, der Einlösung des Versprechens an Frau Nimptsch und der Verbrennung der Liebesbriefe Lenes, um die Affäre zu beenden, ist der von der »reine[n] Reise nach Mittelfrika« (156) zurückgekehrte Botho hungrig: »Sage der Köchin, daß ich etwas essen will.« Aber es ist »[n]ichts im Hause«. »– Also Thee; bringe mir Thee, *der* wird doch wohl da sein. Und laß ein paar Schnitten machen; alle Wetter, ich habe Hunger ... [...]. Nicht lange, so war der Theetisch draußen auf dem Balkon servirt und selbst ein Imbiß hatte sich gefunden.« (169) Und was hat Käthe im Sinn, als sie wieder zu Hause ist? Offensichtlich gilt auch für sie: »Hunger ist der beste Koch.« (98) – wie in Hankels Ablage, so auch in der Ehe: »Und nun sage Orth, daß er den Tisch deckt vorn auf dem Balkon, ich habe den ganzen Tag keinen Bissen genossen, weil ich wollte, daß es mir recht gut bei Euch schmecken solle.« (180)¹⁴ Nach dem »bräutlichen« »Weihekuß« (98), der das Geschehene – wie Bothos Aktionen – eher schlecht als recht bereinigt, schlägt Käthe »ein warmes Gericht« vor: »Und wenn wir uns mit einem Lunch begnügen, natürlich ein warmes Gericht [...].« (184) In Hankels Ablage heißt es:

»Diese [Johanna, X. W.] gefiel sich in einem Achselzucken und suchte die Zumuthung, als ob Dinge wie Rehrücken und Bowle je Gewicht für sie haben könnten, entschieden abzulehnen.

Isabeau aber lachte. »Nun, wir werden ja sehn, Johanna. Freilich der Zeuthner Kirchhof wäre besser gewesen. Aber man muß nehmen, was man hat.«

Und damit brachen allesammt auf, um aus dem Wald in den Garten und aus diesem, drin sich ein paar Zitronenvögel eben haschten, bis in die Front des Hauses wo gegessen werden sollte, zurückzukehren.« (98 f.)

Bothos Kameraden verhalten sich ebenfalls gleichsam mit einem »Achselzucken« zu Käthe, dem »Rehrücken«, nachdem kein »Fisch« mehr da ist: »Reizendes Geschöpf, diese Käthe«, sagt Serge, Bothos Freund, »Rienäcker wirkt etwas prosaisch daneben, und mitunter sieht er so sauertöpfisch und neunmalweise drein, als ob er die kleine Frau, die bei Lichte besehn eigentlich klüger ist als er, vor aller Welt entschuldigen müsse.« (138) Oder: »She is rather a little silly. Oder wenn Du's deutsch hören willst, sie dalbert ein bisschen. Jedenfalls *ihm* zu viel.« (139) Nach der Buß- und Pilgerfahrt wird

Botho wie Johanna in Hankels Ablage seinen »Rehrücken« annehmen, denn »Hunger ist der beste Koch«: »Unser Herz hat Platz für allerlei Widersprüche ... Sie dalbert, nun ja, aber eine dalbrige junge Frau ist immer noch besser als keine.« (170) Aber auch Käthe hat – in diesem Punkt klarsichtig und ohne falsche Sentimentalität wie Lene – ihre Rolle angenommen. Als Botho die vom Schlangenbad zurückgekehrte Käthe »Puppe« nennt, belehrt sie ihn genauso wie Isabeau Johanna belehrt:

»Puppe, liebe Puppe, das sollt' ich eigentlich übel nehmen, Botho. Denn mit Puppen spielt man. Aber ich nehm' es nicht übel, im Gegenteil. Puppen werden am meisten geliebt und am besten behandelt. Und darauf kommt es mir an.« (180)

Das heißt, »Rehrücken« lässt sich auch gut essen, und zwar wenn man Hunger hat. Erwähnenswert ist auch, dass das Haschen der »Zitronenvögel« (99) mit dem Zwitschern der »Schwalben« (190) in der Schlusszene des letzten Kapitels korrespondiert, was noch einmal die bewusste Parallelisierung Fontanes unterstreicht. Darüber hinaus endet der Text mit der Essen-Szene – Botho und Käthe sitzen »beim Frühstück« (190), wie Isabeau doppelbödig prognostiziert: »was heißt Landpartie? Landpartie heißt frühstücken und ein Jeu machen.« (91)

Schließlich findet sich auch in Hankels Ablage eine Szene des Überraschtwerdens bzw. Ertappens:

»Im Vorübergehen an der Gaststube sah Isabeau den mit dem Umstülpen einer Moselweinflasche beschäftigten Wirth. »Schade,« sagte sie, »daß ich grade *das* sehen mußte. Das Schicksal hätte mir auch einen besseren Anblick gönnen können. Warum gerade Mosel?« (99)

Die Asche, die Botho nach dem Verbrennen der Liebesbriefe und Blumen während der Abwesenheit Käthes im Kamin lässt, wird von Käthe »daheim« (186), als sie friert und Feuer macht, »ertappt«: »Zugleich erhob sie sich, um den Kaminschirm bei Seite zu schieben, und sah, als dies geschehen war, das Häuflein Asche, das noch auf der Eisenplatte lag.« (187) Das postulierte Vertrauen wird in Hankels Ablage wie im adligen Eheleben ohne nachhaltige Konsequenzen enttäuscht. Seit den letzten Jahrzehnten hat sich die Forschung der Figur Käthe von Sellenthin zwar immer mehr zugewandt, aber der eigentliche Schlüssel zu dieser Figur wurde nicht gefunden. Meine Untersuchung zeigt, dass »Parallelisierungen« und »Äquivalenzen«¹⁵ als ein zentrales Konstruktionsprinzip auch in *Irrungen, Wirrungen* den Weg weisen. Während Botho anscheinend die Rolle des Retters für Lene gespielt hat, soll Käthe in der standesgemäßen Ehe seine »Retterin« sowohl erotisch als ökonomisch (»Heirathen ist für Rienäcker keine Gefahr, sondern die Rettung« oder »Retterin und Cousine sind heutzutage fast identisch.« 55) sein. Käthe kann Botho und seine Familie zwar tatsächlich

aus der finanziellen Not retten. Aber eine direkte Folge der »Ehe ohne Ehe« (174) ist die Kinderlosigkeit¹⁶ und die darauffolgende vierwöchige Kur in Schlangenbad als »eine sehr sonderbare Hilfe« (139). Botho, der diese »Ehe ohne Ehe« (174) eingegangen ist, wird sich durch »Erro in calculo« (52) mit einem unehelichen Kind¹⁷ abfinden müssen. Das reale »Schlangenbad« ist zwar »nicht das richtige Bad für Käthes Zustände«,¹⁸ aber das Potenzial der Anspielungen ist umso bedeutender: »es sei so 'was Unheimliches in dem Namen und sie fühle schon die Viper an der Brust.« (133) Als Zeichen der »Unnatürlichkeit«, »Morbidität« der dekadenten Adelswelt interpretiert denn auch Gerhard Friedrich das »eindrucksvolle Motiv«¹⁹ der Kinderlosigkeit Käthes: »Diese Kinderlosigkeit ist nicht als ein medizinisches Phänomen zu betrachten, vielmehr soll sie hinweisen auf die Sterilität der Lebensverhältnisse des Adels überhaupt.«²⁰ Entsprechend wertet Christian Grawe die »dalbernde« Käthe und ihre erotischen Gefährdungen in Schlangenbad.²¹ Wegen der Kinderlosigkeit sieht sich Käthe gezwungen, »mit eine[m] Riesenkoffer mit Messingbeschlag«, dem sogenannten »Sarg seines [Bothos, X. W.] Vermögens«²², die »Gletscherpartie« (133) nach Schlangenbad anzutreten, während Botho in den »Strohtrittwertage[n]« (150) vor der »Richtergestalt«²³ Gideon Franke steht und seiner »Predigt« zuhört, und dann zur Einlösung seines Versprechens den »Buß- und Pilgerweg«²⁴ zum Jakobikirchhof, also »die reine Reise nach Mittelafraka« (148), zum Grab der alten Frau Nimptsch geht.

Während Botho die Briefe Lenes trotz vieler orthographischer Fehler »wie Lene selber« für »gut, treu, zuverlässig« (41) hält, fällt sein Urteil über Käthes Briefe aus Schlangenbad anders aus. Sie scheinen Botho »alles so angefliegen, so bloßes Gesellschaftsecho« (147). Er interessiert sich sowohl für die Geschichte Käthes in Schlangenbad als auch für ihre Ausflüge nach Wiesbaden. In dem Namen »Wiesbaden« könnte eine weitere Fontane'sche »Finesse« versteckt worden sein: Baden in der Wiese, also Anspielung auf Käthes erotische Abenteuer. Botho sagt Käthe, als sie von Schlangenbad zurückgekehrt ist:

»Und dieser Moment ist nun da, sonst denk' ich, Du willst mir etwas verschweigen. Von Deinen Ausflügen weiß ich eigentlich gar nichts und Du warst doch in Wiesbaden. Es heißt zwar, daß es in Wiesbaden nur Obersten und alte Generäle gäbe, aber es sind doch auch Engländer da. [...].« (181)

Wie beurteilt Botho selbst die standesgemäße Ehe mit Käthe? Auf einem »neben dem Kanal hinlaufenden Weg«, also an der »Grenze«, die ihn von Lene getrennt hat, bilanziert er sein Leben nach dem Abschied von Lene: »Das war nun drei Jahre. Was lag alles dazwischen? Viel Freud; gewiß. Aber es war doch keine rechte Freude gewesen. Ein Bonbon, nicht viel mehr. Und wer kann von Süßigkeit leben!« (171) Von den gesellschaftlichen Normen aus gesehen, erweist sich Bothos »Bell'alliance« als eine eigentliche »Mesalliance«:

Von Schlangenbad – nomen est omen –, wo Käthe den Ehebruch begehen muss, kehrt sie womöglich mit einem unehelichen Kind nach Berlin zurück, was, im Sinn Lotmans genommen, das eigentliche »Ereignis« des Textes darstellt. Wie klug Botho auch bei der Entscheidung, eine Mesalliance zu vermeiden, zu sein scheint, er muss sich am Ende geradeso »seine[r] natürliche[n] Konsequenz« (176) stellen. Im Brief an Emilie vom 16. August 1878 äußert sich Fontane in aufschlussreicher Weise: »Du kennst meinen Lieblingssatz: ›ich habe das Klügste scheitern und das Dummste gelingen sehn.‹ *Nichts* ist vorher zu berechnen, alles ist Glück, Bestimmung, oder anständiger ausgedrückt Gottes Wille. Und dabei giebt es nichts Großes oder Kleines.«²⁵

Fontanes Berliner Roman *Irrungen, Wirrungen* erweist sich als ein auch an der Skala der Weltliteratur gemessen sehr seltenes, vom Autor genau kalkuliertes Meisterwerk. Die in der bisherigen Forschung bis zu einem großen Grad übersehenen »tausend Finessen« stehen im Zeichen des Textspiels mit der Mesalliance. In der Tat hat Fontane einen Schlüssel zur Entzifferung der »tausend Finessen« in den ersten zwei Zeilen des Romananfangs, die sich als Selbstkommentar des Autors über seine »Finessen« deuten lassen, gegeben: »[a]n dem Schnittpunkt von Kurfürstendamm und Kurfürstenstraße, schräg gegenüber dem ›Zoologischen‹ [...]« (5). Der »Schnittpunkt« zwischen »Wasser« und »Land« bzw. zwischen »Wiese« und »Wald« sowie das Gegenüberstehen von Menschlichem und Zoologischem und nicht zuletzt die »schräg[e]« Position bilden den Kern der »tausend Finessen« und nehmen bereits das thematisierte »Ereignis« einer verhinderten Mesalliance des adligen Protagonisten mit einer kleinbürgerlichen Pflgetochter im Bereich des »Wassers« und der »Wiese« und seine Rückkehr aufs Land in den adligen »Wald« der »Stammbäume« zu einer standesgemäßen Geldheirat vorweg. Fontane hat im Subtext nämlich die von der preußischen Ständegesellschaft benachteiligte und beschädigte Magdalene Nimptsch als »Fisch« bzw. Fisch-Prinzessin, die in dieser Gesellschaft bevorzugte vermögende Käthe von Sellenthin als »Rehrücken« konzipiert. Der Protagonist Botho von Rienäcker, der versucht, einen »Mittelkurs« zu halten, wird im Subtext als Fisch-Angler bzw. -Esser und Reh-Jäger ausgewiesen. Mit der Fisch-Rehrücken-Konstellation und der Vorstellung vom »Stammbaum« verbunden fallen die Kontraste zwischen Wasser und Land wie zwischen Wiese und Wald bzw. Heide ins Auge. Der Fisch- und Wassermetapher entsprechend stehen der Landwehrkanal und vor allem die Spree – im Rahmen von Mesalliance als »Ereignis« der Grenzüberschreitung im Sinne Lotmans – für die unüberwindbare soziale Kluft, während die Tegeler Schießstände der preußischen Offiziere im Blick auf die Metapher der Schieß- und Jagdaktion im Wald als Zeichen der opportunistischen standesgemäßen Gattenwahl ironisiert werden. In den Kapiteln zu Hankels Ablage wer-

den die Finessen vor allem im Zeichen der Essensanalogie und der Rehrücken- und Waldmetaphern konzentriert inszeniert und damit auch die letzte Hälfte des Texts vorwegnehmend interpretiert.

Anmerkungen

- 1 CHARLOTTE JOLLES: »Gideon ist besser als Botho«. *Zur Struktur des Erzählschlusses bei Fontane*. In: *Festschrift für Werner Neuse*. Hrsg. von HERBERT LEDERER und JOACHIM SEYPPEL. Berlin 1967, S. 76–93, hier S. 82.
- 2 Zitiert nach THEODOR FONTANE: *Irrungen, Wirrungen*. In: *GBA Das erzählerische Werk*. Bd. 10, 1997. Seitenangabe im Fließtext.
- 3 Es ist im Blick auf die Fisch-Metapher bedeutsam, dass Käthe im Park des Charlottenburger Schlosses an der Karpfenbrücke große Angst vor den »große[n] Mooskarpfen« hat: »[...] und wenn dann ein großer Mooskarpfen käme, so wär' es ihr immer, als käm' ein Krokodil.« Käthe, die formale Siegerin in der Konkurrenz mit der Fisch-Frau Lene, hat ein schlechtes Gewissen und versucht, die Schuld durch »ein gutes Werk« zu bereinigen: »Und vielleicht wär' auch eine Frau mit Kringeln und Oblaten da, von der man etwas kaufen und dadurch im Kleinen ein gutes Werk thun könne [...].« (185).
- 4 Rolf Selbmann weist überzeugend darauf hin, dass »Fontanes Romandiskurse um Essen- und Trinken« in *Frau Jenny Treibel* »erzählerische Verdickungsstellen von hochgradiger poetologischer Relevanz sind«, vgl. ROLF SELBMANN: *Alles »reine Menufragen«? Über das Essen und Trinken in Theodor Fontanes Roman »Frau Jenny Treibel«*. In: *Fontane Blätter* 60 (1995), S. 103–116, hier S. 104 f.
- 5 Das »Schaufenster« ist meines Erachtens mit kritischem Potenzial aufgeladen und bezieht sich auf den Scheinwert in der preußischen Ständegesellschaft, was in versteckter Weise die kritische Stellungnahme Fontanes zu der adligen standesgemäßen Gattenwahl zum Ausdruck gebracht hat.
- 6 Johanna (Botho) kann die dicke Isabeau (Käthe) nicht leiden und schimpft: »[...] aber falsch ist, falsch wie Galgenholz.« Margots Antwort klingt doppelbödig genug: »Nein, Johanna, falsch is sie nu grade nich. Und sie hat Dir auch öfter aus der Patsche geholfen. Du weißt schon, was ich meine.« (97) Wie Botho durch das Vermögen Käthes belastet ist, ärgert die Fettlebigkeit der Isabeau Johanna sehr: »Na meinetwegen. Aber das kannst Du nicht bestreiten, daß sie 'ne lächerliche Figur macht. [...] ein bischen schlanke Figur ist doch die Hauptsache.« (98).
- 7 Wie »die wohlarrondirte Königin Isabeau, die sich beinahe mehr noch durch Sprechfähigkeit als durch Abrundung auszeichnet« (90), besitzt Käthe von Selenthin »das enorme Sprechtalent« (136).
- 8 Während der »elegante[...]« Sonnenschirm von Königin Isabeau »aber mit einem großen Fettfleck ausstaffirt« (94) ist, ist der Sonnenschirm Käthes bereits unterwegs auf der Fahrt nach Schlangenbad »zerbrochen« (145) worden.

- 9 Isabeaus Worte lassen sich als Anspielung auf die in der zweiten Hälfte des Textes thematisierte Kinderlosigkeit sowie das heikle Thema des unehelichen Kindes deuten, wenn sie zu Lene sagt: »Denn das muß ich Ihnen sagen, ich bin für Ordnung und Anständigkeit und die Kinder ordentlich erziehn und ob es seine sind oder meine, is ganz egal ...« (96) Auf ein uneheliches Kind in der adligen Ehe wird meines Erachtens bereits im achten Kapitel ein deutlicher Hinweis gegeben, nämlich in der Plauderei im Klub (vgl. 52).
- 10 Während Königin Isabeau, »die gute Dicke«, als »Fettente« (97) bezeichnet wird, wird Käthe von Sellenthin mit einer fetten Erbschaft im Subtext mit dem »Rehrücken« identifiziert.
- 11 Fontane hat die Wandlung der Gefühlszustände Lenes im Laufe der verhinderten Mesalliance in der folgenden Szene skizziert und reflektiert, und zwar in versteckter und doppelbödiger Weise: »Die Sonne that ihr wohl und das Treiben auf dem Magdeburger Platze, wo gerade Wochenmarkt war und alles eben wieder zum Aufbruch rüstete, vergnügte sie so, daß sie stehen blieb und sich das bunte Durcheinander mit ansah. Sie war benommen davon und wurd' erst aufgerüttelt, als die Feuerwehr mit ungeheurem Lärm an ihr vorbeirasselte. Lene horchte, bis das Gebimmel und Geklingel in der Ferne verhallt war, dann aber sah links hinunter nach der Thurmuh der Zwölf-Apostelkirche. ›Gerade Zwölf‹, sagte sie.« (119) Dann kommt die »Reunion« mit Botho!
- 12 »Die Hofuhr in der Kaserne schlug eben 12, als er sich in den Sattel hob und nach Passirung erst der ›Linden‹ und gleich danach der Luisenstraße, schließlich in einen neben dem Kanal hinlaufenden Weg einbog, der weiterhin seine Richtung auf Plötzensee zu nahm. Dabei kam ihm der Tag wieder in Erinnerung, an dem er hier auch herumgeritten war, um sich Muth für den Abschied von Lene zu gewinnen, für den Abschied, der ihm so schwer ward und der doch sein mußte. Das war nun drei Jahre.« (171)
- 13 Grawe weist darauf hin, dass Käthe gerade durch die »eheliche[...] Untreu« »reif zur Ehe« wird. Vgl. CHRISTIAN GRAWE: *Käthe von Sellenthins »Irrungen, Wirrungen«*. Anmerkungen zu einer Gestalt in Fontanes gleichnamigem Roman. In: *Fontane Blätter* 33 (1982), S. 84–100, hier S. 88.
- 14 Grawe hat zwar auch diese Stelle zitiert und Käthes »Verlangen nach solider häuslicher Kost in der Ehe« beobachtet. Aber die eigentliche Beziehung zu der Rehrücken-Metapher in Hankels Ablage hat er nicht berücksichtigt. Vgl. GRAWE, wie Anm. 13, S. 93.
- 15 Vgl. RUDOLF HELMSTETTER: *Die Geburt des Realismus aus dem Dunst des Familienblattes. Fontane und die öffentlichkeitsgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Poetischen Realismus*. München 1997, S. 127–150. »Durch formale und funktionale Äquivalenzen werden unwahrscheinliche Gebinde zwischen dem Verschiedensten und arabeske Kränze geflochten.« (ebd., S. 139) »Durch zahlreiche offene

- und verdeckte Parallelisierungen macht der Text Dasselbe verschieden und das Differente gleich oder äquivalent.« (ebd., S. 143) Auch Peter Wruck weist zwar auf das Formprinzip der »Gegenüberstellung und Parallele« in *Irrungen, Wirrungen* hin, aber die richtigen Brückenschläge wurden ebenfalls von ihm nicht gefunden. Vgl. PETER WRUCK: »Viel Freud, viel Leid«. *Irrungen, Wirrungen. Das alte Lied*. In: *Fontane Blätter* 39 (1985), S. 79–97, hier S. 82 f.
- 16 Die Kinderlosigkeit in der Ehe zur rechten Hand zwischen Botho und Käthe kontrastiert mit der möglichen Fruchtbarkeit in der Mesalliance zwischen Botho und Lene. Auf dem Abendspaziergang nach Wilmersdorf guckt der kinderbringende »Storch« das Liebespaar an, wobei Frau Dörr auf die Gefahr einer Schwangerschaft für Lene hinweist: »Sieh doch den Tümpel an, wo der Storch steht und kuckt gerade hierher. Na, nach mir sieht er nich. Da könnt' er lange sehn. Und is auch recht gut so.« (59) Vgl. hierzu auch RENATE BÖSCHENSTEIN: *Storch, Sperling, Kakadu: eine Fingerübung zu Fontanes schwebenden Motiven*. In: *Verbergendes Enthüllen. Zur Theorie und Kunst dichterischen Verkleidens. Festschrift für Martin Stern*. Hrsg. von WOLFRAM MALTE FUES und WOLFRAM MAUSER. Würzburg 1995, S. 251–287, hier S. 255. In Hankels Ab-lage sehen Lene und Botho »eine schwarze Henne mit einem langen Gefolge von Entenküken an der Veranda vorüber[kommen] und gravitatisch auf einen weit in den Fluß hineingebauten Wassersteg zu[stolzieren]. Mitten auf diesem Steg aber blieb die Henne stehn, während sich die Küken ins Wasser stürzten und fortschwammen. Lene sah eifrig dem allen zu« (72).
- 17 In der Plauderei im adligen Klub wird meines Erachtens auf das heikle Thema der Unfruchtbarkeit des adligen Fräuleins und das noch heiklere Thema der Auffrischung des Bluts der adligen Familie durch den Ehebruch und das unehe-liche Kind angespielt: »Weißt Du schon, Ella verheirathet sich.« »Schade.« »Warum schade?« »Sie kann dann nicht mehr durch den Reifen springen.« »Unsinn. Je mehr sie sich verheirathen, desto schlanker werden sie.« »Doch mit Aus-nahme. Viele Namen aus der *Zirkus-Aristokratie* blühen schon in der dritten und vierten Generation, was denn doch einigermaßen auf Wechselzustände von schlank und nicht-schlank, oder, wenn Du willst, auf Neumond und erstes Vier-tel etc. hinweist.« »Irrtum. Erro in calculo. Du vergißt *Adoption*. Alle diese *Zir-kusleute* sind heimliche *Gichtelianer* und vererben nach Plan und Abmachung ihr Vermögen, ihr Ansehen und ihren Namen. *Es scheinen dieselben und sind doch andere geworden. Immer frisches Blut*.« (52, Herv. X. W.) Wegen der Kinderlosigkeit gehört Botho zweifellos zu der immer »schlanker« werdenden »Zirkus-Aristokratie«.
- 18 Fontane an Emil Schiff, 15. Februar 1888. In: HFA IV/3, S. 586: »Schlangenbad ist nicht das richtige Bad für Käthes Zustände; ich habe deshalb auch Schwalbach noch eingeschoben.«

- 19 GERHARD FRIEDRICH: *Die Frage nach dem Glück in Fontanes »Irrungen, Wirrungen«*. In: *Der Deutschunterricht. Beiträge zu seiner Praxis und wissenschaftlicher Grundlegung* 11 (1959) 4, S. 76–87, hier S. 82.
- 20 Ebd.
- 21 Vgl. GRAWE, wie Anm. 13, S. 84–100. Grawe weist zu Recht darauf hin, dass »Käthe von Sellenthin keineswegs ein bloßes Klischee, ein bloßer Schatten ist, die ungeprägte, alberne junge Adlige im Gegensatz zur reifen Lene« (S. 86). »Käthe von Sellenthin ist eine künstlerisch sorgfältig und zielbewusst gestaltete Figur und hat ein eigenes Schicksal. Sie wächst über ihre eigenen Irrungen, Wirrungen in die Ehe mit Botho hinein, wie umgekehrt dieser während ihrer Abwesenheit zum Ehemann reift.« (ebd.)
- 22 Bothos »Sarg des Vermögens« korrespondiert mit dem »gelben Sarg« mit »blaue[m] Beschlag« der alten Frau Nimptsch. In Schlangenbad wird Käthe wegen des Ehebruchs einmal seelisch sterben und die Schlangenbader Hauswirtin huldigt ihr beim Abschied mit einem »Riesenbouquet«, das im Wagen »immer aufs neue herunter[fällt]« (177). Während die alte Nimptsch sehr hoch begraben liegt, wird Käthe sehr tief »begraben«: Als »[...] sie [Botho und Käthe, X. W.] die Brücke hinter sich hatten, sagte sie: ›Mir ist es immer unangenehm gerade drunter zu sein.‹ ›Aber die drüber haben es nicht besser.‹ ›Vielleicht nicht. Aber es liegt in der Vorstellung. Vorstellungen sind überhaupt so mächtig. Meinst Du nicht auch?‹ Und sie seufzte, wie wenn sich ihr plötzlich etwas Schreckliches und tief in ihr Leben Eingreifendes vor die Seele gestellt hätte. Dann aber fuhr sie fort: ›In England, so sagte mir Mr. Armstrong, [...] würden die Todten 15 Fuß tief begraben. Nun 15 Fuß tief ist nicht schlimm als 5, aber ich fühlte ordentlich, [...] wie sich mir der clay, [...] centnerschwer auf die Brust legte. Denn in England haben sie schweren Lehm Boden.« (178 f.)
- 23 WOLFGANG WITTKOWSKI: *Handeln, Reden und Erkennen im Zusammenhang der Dinge: Raabes »Horn von Wanza« und Fontanes »Irrungen, Wirrungen« – ethnisch betrachtet*. In: *Wege der Worte. Festschrift für Wolfgang Fleischhauer*. Hrsg. von DONALD C. RIECHEL. Köln u. a. 1978, S. 347–376, hier S. 367.
- 24 GESA FREY: *Der Passionsweg des Botho von Rienäcker*. In: *Fontane Blätter* 59 (1995), S. 85–89, hier S. 89. Als Botho von Rollkrug zurückgekehrt und »wieder in der Landgrafenstraße« eingetroffen ist, bewertet er die Reise als »'ne halbe Landpartie«. Der Kutscher korrigiert ihn in doppelbödiger Weise: »Na, man kann's auch woll vor 'ne ganze nehmen.« (164)
- 25 Fontane an Emilie Fontane, 16. August 1878. In: EMILIE UND THEODOR FONTANE: *Der Briefwechsel. Bd. 3: Die Neigung ist etwas Rätselvolles. Der Briefwechsel 1873–1898*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER unter Mitarbeit von THERESE ERLER. Berlin 1998 (GBA), S. 153.

»Mein pessimistischer Freund«. Theodor Fontane und Hofprediger Carl Windel

LOTHAR WEIGERT

In seinem autobiographischen Fragment *Das Wangenheimkapitel* schreibt Theodor Fontane, dass er in den 40 Jahren seiner Gastfreundschaft im Hause Wangenheims Hunderte von Personen dort kennen gelernt hat. »Die interessanteste Figur [...] war der Hofprediger Windel, [...] Ich war ihm [...] außerordentlich zugetan und hielt große Stücke von ihm.«¹ Wer war dieser bemerkenswerte Geistliche, mit dem Fontane über viele Jahre befreundet war, mit dem er korrespondierte und der ihn zu sich nach Potsdam einlud?

Die Persönlichkeit von Carl Windel und sein Einfluss auf Theodor Fontane wurde bisher nicht umfassend und teilweise fehlerhaft dargestellt. Otto Drude schreibt über Windel: »Von seinen frühen Lebensumständen ist wenig bekannt, seine Biographie auf weiten Strecken sehr lückenhaft.«² Die in den Archiven und in der Literatur überlieferten Quellen berechtigen zu dem Versuch einer umfassenderen Darstellung des Lebens von Dr. phil. Carl Friedrich Adam Windel. Material zu einer Biographie findet sich heute hauptsächlich im Domstiftsarchiv Brandenburg,³ im Evangelischen Zentralarchiv Berlin,⁴ im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz zu Berlin⁵ und im Archiv der Lutheruniversität Halle-Wittenberg.⁶

Familie, Jugend, Studium

Carl Windel stammt aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie. Die Familie lässt sich zurückverfolgen bis 1634.⁷ Geboren wurde Windel am 23. August 1840 zu Pymont⁸ im Fürstentum Waldeck, wo 35 Jahre zuvor der Bildhauer Friedrich Drake, der Schöpfer der Victoria auf der Siegestsäule in Berlin, das Licht der Welt erblickte. Er war das erste Kind des Kreisgerichtsdirektors Johann Christian Adolf Windel (16.11.1806 Pymont/ 5.11.1886 Pymont) und seiner Ehefrau Henriette Marianne, geborene Freybe (9.1.1819 Korbach /7.11.1890 Pymont). Insgesamt gingen aus der Ehe 8 Kinder hervor. 1842,

Windel war zwei Jahre alt, zog die Familie nach Rhoden im Fürstentum Waldeck; sein Vater wurde an das dortige Gericht berufen. Hier verlebte Windel seine Kindheit. Er bekam Privatunterricht und wurde von seiner Mutter in die Christenlehre eingeführt. 1850 zog die Familie nach Pymont zurück, da sein Vater zum Kreisgerichtsdirektor am dortigen Gericht ernannt wurde. Carl Windel wurde von Hauslehrern unterrichtet, besonders in Geschichte und im Verfassen von Aufsätzen. Mit 15 Jahren bezog er das angesehene Gymnasium zu Korbach im heimischen Fürstentum.⁹ Vorrang hatten die Fächer Griechisch, Latein, Geschichte und Mathematik. Nach drei Jahren legte er das Reifezeugnis ab und begann im Sommersemester 1859 sein Studium an der Universität in Erlangen. Bei den Professoren Johann Christian Konrad Hofmann und bei Franz Delitsch hörte er Vorlesungen in evangelischer Theologie.¹⁰ Gleichzeitig belegte er Vorlesungen der Professoren Karl Philipp Fischer und Franz Xaver Schmid über Philosophie. 1861 wechselte Windel an die Universität Tübingen, wo er sich am 18. Nov. 1861 für evangelische Theologie in die Universitätsmatrikel¹¹ einschrieb. Seine Wohnung nahm er bei Schuster Bösch an der Neckarhalde. In Tübingen hörte er zwei Semester Vorlesungen bei den bekannten evangelischen Theologen Prof. Tobias Beck¹² und Prof. Gustav Friedrich Oehler.¹³ Beide vertraten eine streng biblisch begründete Theologie. Gleichzeitig besuchte er Vorlesungen über physische Anthropologie bei einem der renommiertesten Anatomen des 19. Jahrhunderts, Prof. Dr. Hubert von Luschka.¹⁴ Neben seinen Studien bereitete sich Windel intensiv auf das erste theologische Examen vor dem Waldeckschen Konsistorium in Arolsen (heute Bad Arolsen) vor. Die Prüfung legte er im Herbst 1862 ab. Windel erkrankte schwer. Zur Genesung und Pflege wohnte er bei seinen Eltern in Pymont. Nach seiner Genesung war er vom Oktober 1863 bis zum Beginn des Jahres 1865 als Privatlehrer in Pommern bei der Adelsfamilie Glasenapp tätig.

1865 ging Windel nach Berlin, um seine Studien fortzusetzen. Von dort aus bewarb er sich am 12. Juli 1865 um die Zulassung zur Promotion an der Philosophischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg. Als Anlage zu seinem Antrag reichte Windel folgende Unterlagen ein: einen Lebenslauf, das Maturitätszeugnis, die Testate der Universitäten und seine Dissertation »*Quaeritur, quae sit nova Leibnitii ratio, eaque cum Spinozae philosophia comparata*«, die in lateinischer Sprache abgefasst war.¹⁵ In dieser Abhandlung nimmt Windel einen Vergleich der Philosophie Spinozas mit der Philosophie von Leibniz vor. Nach Annahme der Dissertation wurden die mündlichen Prüfungen auf den 2. August 1865 festgelegt. Prüfungsgegenstand bei Prof. Dr. Heinrich Leo war die Deutsche Geschichte zur Zeit der Hohenstauffer. Prof. Dr. Julius Zacher¹⁶ examinierte Windel im Fach Literaturgeschichte. Dabei legte er den Schwerpunkt auf theologische Schriftsteller und Werke der Zeit von Ulfilas

bis Luther. Im Examen der Philosophie bei Prof. Dr. Johann Eduard Erdmann standen Descartes, Spinoza und Leibniz im Mittelpunkt. Alle drei Professoren bestätigten die erfolgreiche Promotion, konnten aber kein »lobendes Prädikat« erteilen¹⁷. Unter anderem schrieb Prof. Erdmann in seinem Gutachten über die Dissertation, sie sei besser als »der confus antiquirte Titel verspricht.«¹⁸

Im gleichen Zeitraum verfasste Windel ein Buch über den Grafen Friedrich Leopold Stolberg, das 1866 vom katholischen Broschürenverein in Frankfurt am Main publiziert wurde.¹⁹ Der Protestant Windel, Kandidat der Theologie, sympathisierte in dieser Schrift unverhohlen mit Stolberg, dessen Übertritt zur Katholischen Kirche damals große Aufmerksamkeit in Deutschland erregte. Die romantischen Neigungen Stolbergs und seine Aufgeschlossenheit für den Katholizismus waren auch für Windel ein Leben lang charakteristisch. Im Jahre 1866 bestand er das zweite theologische Examen vor dem Konsistorium in Arolsen.

Prediger am Königlichen Charité Krankenhaus in Berlin

Nach einem pro loco in Berlin abgelegten Kolloquium wurde ihm die Ordination am 10.2.1867 erteilt. Seine Einstellung als evangelischer Hilfsprediger am Königlichen Charité Krankenhaus²⁰ in Berlin erfolgte am 15. Februar. Bereits bei seinem Eintritt in die Dienste der Landeskirche und in der folgenden Zeit hat er durch Fleiß und Talent das Augenmerk auf sich gezogen. Besonders durch seine Predigten. Bei der durch den damaligen Superintendenten Licentiat Strauß im Jahre 1868 abgehaltenen Visitation der kirchlichen Einrichtungen und der Tätigkeit der dortigen Geistlichen wird die von Dr. Windel gehaltene Abendpredigt vor ca. 350 Zuhörern als die bedeutendste eingeschätzt. Wörtlich heißt es:

»Welche reichen Gaben dem Verfasser verliehen sind, mit welcher Kraft er in den Text eindringt, sowohl in die einzelnen Gedanken, als in den Zusammenhang, wie mannigfach praktisch er ihn anwendet, zeigt die Predigt von Anfang bis Ende. Freilich geht trotz der praktischen Fassung des Ganzen dies und jenes dem einfachen Arbeitsmann im gestreiften Krankenkittel über den Kopf hinweg, [...]. Dr. Windel hat gewiss, wenn er weiter an sich arbeitet, eine nicht unbedeutende Zukunft als Homilet.«²¹

Seine Predigten sowie seine katholisierenden Neigungen waren es, die Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelm IV., die als bayrische Prinzessin erst nach ihrer Vermählung zum evangelischen Glauben übergetreten war, schätzte. In ihr fand er eine treue Förderin. Im November 1868, mit 28 Jahren, erhielt er den ehrenvollen Auftrag, die königliche Witwe während des Winters (Dezember 1868 bis Mai 1869) nach Mentone²² zu begleiten. Hier war er ver-

antwortlich für die Morgenandachten im Hause als auch für den Sonntagsgottesdienst in der Kirche für die dort verweilenden Deutschen. Neben seiner Tätigkeit an der Charité wurde Dr. Windel durch Kaiserin Augusta die geistliche Versorgung der im entstehenden Augusta-Hospitals²³ übertragen.

Am 3. Februar 1868, ein Jahr nach seiner Einstellung als Hilfsprediger, hielt Dr. Windel seinen ersten Vortrag im »Evangelischen Verein für kirchliche Zwecke« in Berlin über das Thema »Grenzen des christlich Erlaubten«. Drei Wochen später schloss er mit Wilhelm Hertz, dem Verleger der »Wanderungen durch die Mark Brandenburg« einen Verlagsvertrag über den Druck von 750 Exemplaren des genannten Vortrages ab. Der Autor erhielt 15 Freiemplare.²⁴

Über seine persönlichen Erfahrungen aus Gesprächen und psychologischen Beobachtungen von Kranken auf dem Gebiet der Seelsorge an der Charité und am Augusta Hospital berichtete Windel auf einer Konferenz der Berliner Prediger im Winter 1871. Dieser Vortrag und weitere Vorträge wurden im Erbauungsblatt für evangelische Christen »Altes und Neues« im Julius Niedner Verlag Wiesbaden veröffentlicht. Daraus entstand seine Beitragsreihe »Aus der Seelsorge für die Seelsorge«. Insgesamt veröffentlichte Windel bis 1886 sechs Hefte. Die Hefte 5 und 6 stammen aus Windels Potsdamer Amtszeit als Hofprediger. Mit diesen Beiträgen erwarb er sich in theologischen Kreisen große Anerkennung.

Da die einzelnen Hefte über einen Zeitraum von 14 Jahren erschienen und unvollständig oder falsch in der Literatur wiedergegeben wurden, erfolgt die Übersicht der publizierten Hefte.

Heft 1: 1872 »Über die Bedeutung der Temperamente bei der Seelsorge. Erfahrungen am Krankenbette«

Heft 2: »1874 Fortsetzung der Erfahrungen am Krankenbette. Von der Seelsorge bei Geisteskranken«

Heft 3: 1876 »Die pädagogische Bedeutung der Krankheit«

Heft 4: 1878 »Das Recht der Natur im Bereich christlicher Seelenpflege«.

Heft 5: 1882 »Der Wert der Erfahrung im Bereiche christlicher Seelenpflege«

Heft 6: 1886 »Die Gefahren der Äußerlichkeit im christlichen Seelenleben«.

Neben seiner bereits erwähnten schriftstellerischen Arbeit verfasste Windel, der eine reiche poetische Begabung und ein feines Kunstverständnis besaß, auch geistliche Lyrik. Als Beispiel sei hier das Gedicht »Sehet wir gehen hinauf gen Jerusalem«²⁵ wiedergegeben.

Bereits 1871 setzte sich die Königin Witwe Elisabeth in einem persönlichen Handschreiben²⁶ an den Königlichen Staatsminister von Mühler dafür ein, die Hilfspredigerstelle an der Charité in eine ordentliche Predigerstelle

Sehet wir gehen hinauf gen Jerusalem.

Herr, nimm mich mit! ich folge Deinen Schritten,
Und halte mich an Deiner Hand;
Du hast für mich gerungen und gelitten,
An mich Dein teuer Blut gewandt. —

Herr nimm mich mit! und geht's zum heißen Ringen,
In deiner Liebe darf ich ruhn,
Du hilffst mir doch zum selgen Ziele bringen,
Du bist getreu, und wirst es thun. —

Herr nimm mich mit! zur Gottesstadt da droben,
Von der Verklärten Schaar bewohnt;
Die ewig Dich im höhern Chore loben,
Bei denen ihr Erlöser thront! —

Abb. 1: Gedicht »Sehet wir gehen hinauf gen Jerusalem«

umzuwandeln. Die Pläne, Windel als Pfarrer einer eignen Gemeinde einzusetzen, ließen sich zum damaligen Zeitpunkt nicht realisieren.

Die Vokation zum Dritten ordentlichen Prediger an der Charité erfolgte durch die Königliche Charité-Direktion aber erst zwei Jahre später, am 24. April 1873.²⁷ Das Königliche Konsistorium der Provinz Brandenburg bestätigte am 6. Mai 1873 die Berufung. Dr. Windel wurde ein Einkommen von 950 Mark sowie freie Wohnung, Beleuchtung und Heizung im Krankenhaus zugesichert. (Luisenstrasse 13, 1. Obergeschoss). In Gegenwart des Direktoriums der Charité, zusammengesetzt aus dem ärztlichen Direktor Dr. Mehlhausen, dem Verwaltungsdirektor Spinola, ferner der ersten und zweiten Prediger Schulze und Dr. Alt und des Hilfsprediger Kneisel, wurde Dr. Windel die Vokation vom 24.4.1873 sowie die Bestätigung vom 6.5.1873 vorgelesen. In dieser heißt es unter anderem: »[...] des Vaterlandes und der Kirche Bestes aus allen Kräften befördern, Schaden und Nachtheil aber verhüten, die ihm anvertraute Gemeinde mittelst fleißigen Unterrichts in dem Worte Gottes, [...] gleichwie auch durch Ausspendung der heiligen Sakramente als ein guter Seelsorger lehren, trösten, warnen, strafen und vermahnen, eines geistlichen Wandels sich befleißigen, überhaupt sich so betragen soll, wie es einem untadelhaften Evangelischen Geistlichen eignet und gebührt, und wie er es hier auf

Erden vor seinem Gewissen und vor der Obrigkeit, einst aber vor dem göttlichen Richterstuhl Gottes zu verantworten sich getraut«. Dr. Windel bekräftigte mit seiner Unterschrift, die ihm obliegenden Amtspflichten in vollem Umfang gewissenhaft zu erfüllen.²⁸



Abb. 2: Foto, Carl Windel im Lutherrock, der Amtstracht der evangelisch-lutherischen Geistlichen. Jahr der Aufnahme und Angaben zum Fotografen unbekannt.

Domstiftsarchiv Brandenburg: Po-F VII,4 / B1312 A 3

Zu Gast im Hause Wangenheim – Schopenhauer als Denkmeister

Theodor Fontane und der Charitéprediger Carl Windel lernten einander im Hause Wangenheim, das sich besonders durch Toleranz Andersdenkenden gegenüber auszeichnete, in der Königin-Augusta-Strasse Anfang der 70er Jahre kennen.

Fontane kannte die Familie von Wangenheim seit den fünfziger Jahren, als er den Zwillingstöchtern einmal wöchentlich Privatunterricht »[...] in sämtlichen Disziplinen. – Schulmeister für alles«²⁹ gab. Die Mutter, Marie von Wangenheim, streng katholisch. Der Vater, der Geheime Regierungsrat Karl Hermann von Wangenheim, ein ebenso fester Lutheraner. Er war früher Regierungsdirektor von Hohenzollern-Hechingen. 1850 fiel Hohenzollern-Hechingen an Preußen und Wangenheim wurde in den preußischen Staatsdienst übernommen. »Er hatte das Hohenzollern-Hechingsche zu bearbeiten[...]«³⁰ Im Tagebuch 1874 notiert Fontane »Alle 14 Tage (Dinstags) hatten wir mit Wangenheims und Pastor Windel unsere Schopenhauer-Abende«, und an Mathilde von Rohr schrieb er:

»Sehr viel Freude haben uns in diesem Winter unsere Schopenhauer-Abende gemacht, wohl schon deshalb, weil sie maßvoll auftraten und nur alle 14 Tage wiederkehrten. Es waren Wangenheims (3), Prediger Windel und Cousine, meine Frau und ich; wir haben doch viel Anregung dadurch empfangen und verhältnismäßig wenig Zeit eingebüßt, da wir immer erst sehr spät zusammenkamen«.³¹

Offensichtlich griff der »Virus« Schopenhauer auf die ganze Familie Fontane über. In einem Brief an Karl und Emilie Zöllner vom 14. Juli 1873 schreibt er:

»[...] in die Tiefen Schopenhauers wird hinabgestiegen, und Wille und Vorstellung, Trieb und Intellekt sind beinahe Haushaltswörter geworden, deren sich auch die Kinder bemächtigt haben. Mete sagt nicht mehr: »Theo, Du bist zu dumm«, sondern »suche das Missverhältniß zwischen Deinem Willen und Deinem Intellekt auszugleichen«.³²

Wie stark Windel Fontane im Zusammenhang mit Schopenhauer beeinflusst hat, geht auch aus einem Toast anlässlich eines kleinen Herren-Diners für Christian Friedrich Scherenberg am 14. August 1876 hervor: »Alle heiß ich Sie willkommen, ...«

»Windel auch, wie eingewandelt
Moses einst am Nil gelegen,
Gab er mir ein kleines Stichwort
Aus dem Schatz des Pessimismus,
Und das Wort, es ward ein Riese,
Und sein Name: Schopenhauer«.³³

Windels Freundes- und Bekanntenkreis

Dr. Windel interessiert sich nicht nur für Theologie und Philosophie, sondern auch für Psychologie und Pädagogik. Zu seinem Freundes- und Bekanntenkreis bzw. Briefpartner gehörten der bekannte Philosoph und Pädagoge Prof. Friedrich Paulsen³⁴ und dessen Freunde, der Soziologe und Philosoph Prof. Dr. Ferdinand Tönnies³⁵ sowie der Historiker Dr. Johannes Heller.³⁶ Dr. Heller verstarb bereits mit 29 Jahren. Die Gedenkworte³⁷ an seinem Sarg sprach Pastor Dr. Windel.

Dr. Windel machte die Bekanntschaft von Friedrich Paulsen Mitte der siebziger Jahre im Hause des preußischen Diplomaten Justus von Gruner.³⁸ 1877 heiratete Paulsen Emilie Fechner, eine Pflgetochter von Gruner. Emilie Fechner und Windel kannten sich aus ihrer gemeinsamen Zeit in Pyrmont. Bereits nach sechs Jahren starb Emilie: »Unser Freund Windel, der uns getraut und unsere Kinder alle getauft, sprach am Sarge. In heller und freier und klangvoller Stimme begann er mit ihrem Lieblingspsalm:[...]«.³⁹

Durch Windel lernte Fontane Paulsen kennen. Bei seinem Besuch in Potsdam notiert Fontane unter dem 22.4.1881 im Tagebuch: »Um 2 kleines Diner. Zugegen: Geh. Rath v. Wangenheim, Elsy v. W., Prof. Paulsen, Emilie u. Martha«.⁴⁰ Am 14. März 1897 veröffentlichte Paulsen in der *Vossischen Zeitung*, Sonntagsbeilage Nr. 11, einen kleinen Aufsatz »Zum Nietzsche-Kultus«. Dieser Beitrag »[...] trug mir eine liebenswürdige Zuschrift von Theodor Fontane ein, die zu einem kleinen, bis zu seinem Tode reichenden Briefwechsel, auch zum Austausch von Schriften führte: [...]«.⁴¹

Engen Kontakt pflegte Dr. Windel zu dem Tunnel- und Rütlimitglied, dem Philosophen Prof. Dr. Moritz Lazarus.⁴² Aus den erhaltenen Briefen Dr. Windels an Prof. Lazarus geht hervor, dass sich Windel, ebenso wie Fontane, für die Veröffentlichungen Lazarus' interessierte. So bedankte Windel sich am 21.5.1876 für die Zusendung der Rede auf Johann Friedrich Herbart, anlässlich der Enthüllung des Herbart-Denkmal in Oldenburg zum 100.Geburtstag »[...] womit Sie mir eine ganz besondere Freude bereitet haben. Ich habe dieselbe wiederholt gelesen, und kann mir wohl vorstellen, welchen Beifall sie gefunden haben muß!«⁴³ Einen Tag später bedankte sich auch Theodor Fontane für die Rede und bemerkte: »Herzlichen Dank für Ihre Herbart-Rede, über die wohl in einer der nächsten Rütli-Sitzungen geplaudert werden wird. Wenigstens ist das mein Wunsch«.⁴⁴ Am 17. Januar 1880 zollte Windel dem Vortrag »Was heißt National?« großen Applaus.

»Möge der zeitgemäße Vortrag in den verschiedensten Kreisen rechte Verbreitung erlangen! – Aus Anlaß eines Gespräches, das ich neulich über diese Frage mit der Tochter unseres Kronprinzen, der Frau Erbprinzessin von Meiningen hatte, habe ich derselben Ihren Vortrag zugleich mitgeteilt, und weiß

ich, daß derselbe dort auch entschieden Anklang findet«.45 Aber auch persönliche Dinge über ihren gemeinsamen Freund, Theodor Fontane, spielen in diesem Briefverkehr eine Rolle. Dr. Windel schreibt »vertraulich«:

»Theodor Fontane ist mit seiner Familie im Harz. Um seinen ›Daheim-Roman‹ wird mir, im Vertrauen gestanden, oft etwas bange – Die Breitsperrigkeit und wenig universelle Detail-Schilderung ermüdet, zieht nicht an und wirkt nicht nach, wie Ideen und Poesie tun. Ein gelungenes Sonett von P. Heyse, wie unter den neapolitanischen im Juli-Heft Der Rundschau, wiegt ganz derartige Romanabschnitte auf«.46

Diametral dazu die Einschätzung durch seinen Freund Paulsen:

»Ich schätze längst Fontane, den Wanderer durch die Mark. Seine Romane habe ich erst jetzt zu lesen begonnen. Der erste war ›Vor dem Sturm‹, den wir am Ostseestrande der Kurischen Nehrung uns vorgelesen haben: die breite Schilderung des Zuständlichen, die epische Fülle des Menschenkreises: Wie beim Homer tauchen beständig neue Personen auf, die der Dichter kennt, wie in dunkler Nacht ein Stern nach dem anderen aus der Tiefe aufleuchtet, die behagliche Leichtigkeit der Erzählung: Alles macht den Roman zu einer Dichtung ersten Ranges«.47

Friedrich Paulsen fährt in seiner Einschätzung über Theodor Fontane fort:

»Ich habe dann ›Effi Briest‹, ›Unwiederbringlich‹, den ›Stechlin‹ und andere gelesen, zum Teil wiederholt: In der Art, die Menschen im Gespräch sich selbst darstellen zu lassen, ist Fontane schlechthin Meister. Auch wo sie im Grunde nichts sagen und wo nichts geschieht, hört man ihnen gerne zu, wie im ›Stechlin‹. ›Effi Briest‹ aber ist in jedem Betracht ein Meisterstück: die Herbeiführung des Konflikts, die Schilderung der Situation, die Andeutung des Geschehens, die tragische Lösung, die innere Entwicklung der Personen, alles das ist von einer Kraft, die nicht leicht übertroffen werden kann. So sind auch die Gedichte und Balladen mir zu einem Lieblingsbuch geworden«.48

Hofprediger an der Friedenskirche in Potsdam- Sanssouci

Am 9. Dezember 1878 verstarb der Pfarrer und Hofprediger an der Friedenskirche in Potsdam, Albert Wilhelm Heym.49 Höchstwahrscheinlich wurde Dr. Windel von Kaiserin Augusta darüber in Kenntnis gesetzt. Endlich ist die Chance, eine eigene Pfarrstelle zu erhalten und damit einen gesellschaftlichen Aufstieg zu vollziehen, gekommen. Dr. Windel schreibt deshalb bereits am 23. Januar 1879 an den Kaiser Wilhelm I.50 Der Brief ist erhalten und ist in der damals üblichen Form, Stil und Anrede gehalten, wie z. B. das Abschiedsgesuch Theodor Fontanes vom 19.6.1876 an den Kaiser, vom Posten des Sekretärs der Akademie der Künste. Windel verweist in dem Schreiben auf seine 12-jährige anstrengende Tätigkeit an der Charité und am Augusta-Hospital.

und ich hoffe, bei Ihrer Rückkehr zum Münster,
 wenn ich weiß flüchten muß, Ihnen tatig
 zu helfen, in der Zeit und Gelegenheit nach
 Lebensweise mit Ihnen leben zu können! -
 Ihren Verdauungsorganen wenigstens fürchten Sie
 nicht zu sein. - (Verständlich!!) Lazarus
 Th. Fontane ist mit seiner
 Familie im Harz. Der seinen „Napoli-
 Roman“ nicht nur, im Herbst wieder erschienen, ist
 als das beste - die Leichtigkeit und wenig
 unvollkommene Arbeit. Kyllburg unweit, gibt
 nicht an. nicht nicht auf ein Bild und
 Poésie über. Füllhäufigkeit kommt von P. Heise,
 nach einem der neapolitanischen im Juli. Heft
 der „Künstler“, bringt ganze dreißig Romane
 abwärts an. (Voyez l'ouvrage!) Wollen
 Sie Ihre „Zwillinge“ mit Gipsen und

Abb. 3: Brief Windels an Lazarus vom 29.7.1878, S. 7, Humboldt-Universität Berlin. Signatur I, 393.

Gleichzeitig deutet er an, dass es der Wunsch der verstorbenen Königin Elisabeth war, die Pfarrstelle an der Friedenskirche zu übernehmen.

Schon wenige Tage später, am 13. Februar 1879, teilte der Kaiser dem Minister des Königlichen Hauses und dem Evangelischen Oberkirchenrat mit, dass er als Patron der Friedenskirche sich das zustehende Besetzungsrecht der Pfarrstelle vorbehält.⁵¹

Damit war der Weg vom 3. Prediger der Charité zum Hofprediger für Dr. Windel frei.

Obwohl die freie Pfarrstelle an der Friedenskirche in den »Amtliche Mitteilungen des Königlichen Konsistoriums der Provinz Brandenburg« nicht ausgeschrieben wurde, gab es zwei weitere Bewerbungen: Prediger Quast aus Berlin und Prediger Persius⁵² aus Potsdam. Beide spielten im Beurteilungsschreiben für die Besetzung der Pfarrstelle der Friedenskirche, durch das Königliche Konsistorium vom 13. März 1879⁵³ an den Minister des Königlichen Hauses, eine untergeordnete Rolle.

Auf Allerhöchste Kabinettsorder des Kaisers Wilhelm I. erfolgte zum 1. Juli 1879 die Berufung Dr. Windels als Pfarrer an die Friedenskirche in Potsdam-Sanssouci und die Ernennung zum Hofprediger. Am Sonntag, den 25. Mai 1879, hielt Dr. Windel die geforderte Probepredigt vor seiner zukünftigen Gemeinde. Die feierliche Einführung in sein neues Amt erfolgte am 6. Juli 1879 durch Konsistorialrat, Hof- und Domprediger Wilhelm Baur.

Bereits vor seiner Berufung bedankte sich Dr. Windel am 19. Juni huldvoll bei Kaiser Wilhelm I.⁵⁴ Der Brief hat folgenden Wortlaut:

»Allerdurchlauchtigster Großmächtigster Kaiser und König !

Allergnädigster Kaiser, König und Herr!

Eure Kaiserliche und Königliche Majestät haben Allergnädigst geruht – wie ein Schreiben des Herrn Minister des Königlichen Hauses mir anzeigt – mich zum Pfarrer und Hofprediger an der Friedenskirche bei Sanssouci zu vociren. Für dieses Allerhöchstes huldreiches Vertrauen und diese gnädige Auszeichnung beehre ich mich, Eurer Majestät den alleruntertänigsten Ausdruck meines tiefgefühlten erfurchtsvollen Dankes zu Füßen zu legen.

Der allmächtige und barmherzige Gott möge mir beistehen das hohe Vertrauen meines allergnädigsten Kaisers, König und Herren alle Zeit in meinen neuen Amte zu rechtfertigen damit meine Wirksamkeit an jenen Stätten, welche durch die Erinnerungen an die in Gott ruhenden Majestäten weiland König Friedrich Wilhelm IV und der unvergesslichen Königin Elisabeth⁵⁵ besonders geweiht sind, zur Erbauung der Gemeinde und zu Ehren seines Namens gereichen!

Zugleich flehe aus dankerfülltem Herzen ich zu Gott: Er wolle für Kaiserliche und Königliche Majestät noch lange unserem Volke und Land in segens-

reicher Kraft, und in Sonderheit auch als starken treuen Schirmherren unserer Kirche erhalten!

In tiefer Ehrfurcht und Dankbarkeit ersterbe ich
Euer Kaiserlicher und Königlicher Majestät
Alleruntertänigster treu – gehorsamster Diener
Windel«

Die gesellschaftlichen und materiellen Verhältnisse von Dr. Windel verbesserten sich mit dieser Berufung enorm. Sein Einkommen als Pfarrer an der Friedenskirche betrug jährlich 4500 Mark. Außerdem kamen noch die Stolgebühren, Accidenzien und die mietfreie Wohnung hinzu.⁵⁶

Wie aufmerksam die Berufung zum Hofprediger im Freundeskreis registriert wurde, geht aus Briefen Theodor Fontanes an seine Frau Emilie hervor. Bereits am 29. Mai 1879, Windel war zu dieser Zeit noch 3. Prediger an der Charité, schreibt er:

»Besuch bei Frau v. W. hab' ich nun heute wirklich gemacht. Sie war sehr nett und mittheilsam, über Windel betrübt. Er ›schneidet‹ sie jetzt. Ich vertheidigte ihn, indem ich hervorhob: er kann nicht gut anders. [...] Außerdem aber hat er sich W.'s gegenüber so hundertfältig von seiner unprotestantischen Seite gezeigt, dass er jetzt eine Art Gêne in ihrer Gegenwart empfindet. Frau v. W. gab mir in beiden Stücken Recht, Elsy nur in dem zweiten. Vielleicht aber ist gerade das erstre noch ausschlaggebender; – ich find' es nicht tapfer und hochherzig, aber menschlich begreiflich und verzeihlich«.⁵⁷

Eine Woche später, am 6. Juni, teilt er Emilie mit:

»Am Mittwoch war ich bei Wangenheims. Mit der Böhmer erschien auch Windel, halb unerwartet. Er war nett und gesprächig wie immer, aber doch zugleich reserviert. Er wandelte im Licht eines Hofpredigers, und gab sich glatt, kühl und bewusst. Ich glaube, dass er unsagbar hochmüthig ist, Kögel II. Das wird Kögel I.⁵⁸ wohl gefühlt und sich eben deshalb gegen solche Collegenschaft gesträubt haben. Gegen mich persönlich war er sehr gnädig, was ich zum Theil auch ›Grete Minde‹ verdanke, die er den Tag vorher gelesen hatte«.⁵⁹

Kurze Zeit nach seinem Amtsantritt an der Friedenskirche bemühte sich Windel um die Klärung der Unterstellungsverhältnisse. Auf der einen Seite war er Hofprediger, auf der anderen Seite als Pfarrer der Gemeinde der üblichen kirchlichen Hierarchie unterstellt. Er wendet sich deshalb mit einer Immediatengabe an den Kaiser und führt darin u.a. an, dass seinem Vorgänger im Amt die Immediatstellung verliehen wurde.⁶⁰ Als Anlage war eine Stellungnahme des Gemeinde-Kirchenrates, unterzeichnet vom Vorsitzenden Dr. Wiese, beigelegt. Darin schreibt er unter anderen:

»[...]. Nach der bisherigen Amtsführung des p. Windels hat der Kirchenrath der Friedenskirche in jeder Hinsicht Ursache, von Herzen dankbar dafür

zu sein, dass Euere Majestät diesen Mann unserer Gemeinde zum geistlichen Hirten gegeben haben. Seine Wirksamkeit als Prediger und Seelsorger ist eine sichtbar gesegnete und erwirbt ihm weit über den Kreis der Gemeinde hinaus wachsendes Vertrauen! Um so mehr betrübt uns die Wahrnehmung, dass ihn selbst bei seiner sehr umfangreichen Amtstätigkeit oft die Freudigkeit verloren geht. Die Ursache davon ist nichts anderes als die beengende Abhängigkeit, in welcher er sich von dem Superintendenten und dem Consistorium befindet. [...]. Der Wunsch, dazu eine freiere Stellung gleich seinem Vorgänger in den Stand gesetzt zu werden, rührt bei dem p. Windel nicht aus einem [...] Widerstreben gegen bestehende Ordnungen oder aus einem Ergeiz her, sondern lediglich aus der Erkenntnis, daß er in der jetzigen drückenden Abhängigkeit den ihm für das Beste der Friedenskirche obliegenden Verpflichtungen nicht so genügen kann, wie er es bei Gewährung größerer Selbständigkeit und freierer Bewegung würde tun können. Daß er das in solchen Zugeständnis liegenden Vertrauens nach der Gewissenhaftigkeit seines Charakters und der Besonnenheit seiner Handlungsweise würdig ist, glaubt der Kirchenrath der Friedenskirche als seiner auf Erfahrung begründeten Überzeugung aussprechen zu dürfen«. ⁶¹

Am 27. Juni 1881 unterzeichnete Wilhelm I. in Bad Ems den Erlaß an den Evangelischen Oberkirchenrat betr. der Immediatstellung des Hofpredigers und Pfarrer an der Friedenskirche zu Sanssouci Dr. Windel. Darin heißt es u. a.:

»Im Vertrauen jedoch, dass der Hofprediger Dr. Windel es verstehen wird, in dieser Beziehung Unzulänglichkeiten mit den Gliedern und Organen der Kirchengemeinde fern zu halten, will Ich seinem zurückfolgenden, von dem Patronatsältesten im Kirchenrath in der Anlage unterstützten Gesuche vom 31. März d. J. dahin willfahren, daß Ich ihn für seine Person und die Dauer seines Amtes an der Friedenskirche von der Unterordnung unter die Superintendentur und des Konsistoriums in den inneren kirchlichen Angelegenheiten insoweit entbinde und unmittelbar unter den Evangelischen Ober-Kirchenrath stelle [...]«. ⁶²

Bereits am 8. Juli 1881 antwortet Dr. Windel:

» [...]. Wie ein Schreiben des Evangelischen Ober. Kirchenraths mir eröffnet, haben Eurer Majestät Allergnädigst geruht, mir die Immediat-Stellung an der Friedenskirche für meine Person und der Dauer meines Amtes an dieser Kirche zu verleihen. Mit großer Freude und Dankbarkeit erfüllt mich diese Gnadenauszeichnung [...]«. ⁶³

Seinen Aufstieg zum Hofprediger verdankt Windel neben seiner umfassenden Bildung, besonders in theologischen und philosophischen Fragen, seinem Sprachtalent – er sprach englisch, französisch, italienisch, las Platon im Original. Dies gepaart mit einem formgewandten Umgang sowie einem ausgepräg-

ten Plaudertalent. Aber, so wendet Fontane ein: »So klug er war, es fehlte doch ein Letztes an Klugheit, oder er hatte an die Zusammenschweißung doch nicht Zeit genug gesetzt, vielleicht weil er sich sagte: das nutzt mir alles nichts. Für die große Masse meiner Zuhörer reicht die Sache gerade aus, sie merken nichts und finden es fromm und geistreich zugleich, also eigentlich ein Ideal. Und die Höherpotenzierten, die ganz scharf zusehen, die kann ich doch nicht zufriedenstellen, auch wenn ich mir die größte Mühe gebe, eine Art neuer Lehre oder ein bergpredigthafes Christentum mit Adresse ans ›Volk‹.«⁶⁴

Windels »unprotestantische Seite«

Besonders im kleinen Kreise war der sein Leben lang unvermählt gebliebene Windel⁶⁵ ein faszinierender und fesselnder Gesprächspartner. »Er konnte sagen, was er wollte, je kühner [und] verwegener es war, je mehr freuten sich die Wangenheimischen Damen darüber, weil sie darin ein sicheres Zeichen sahen: ›Das muß im Katholizismus enden‹ (und wer weiß was gekommen wäre).«⁶⁶

Diese auffallende »unprotestantische Seite« wurde auch von den kirchlichen Vorgesetzten Windels immer wieder mit besonderem Misstrauen registriert. Bereits 1868 im Rahmen einer visitorischen Privatbesprechung des Superintendenten Strauß kam Windels Verhältnis zum Katholizismus zur Sprache. Der Superintendent kannte natürlich die Vorliebe Windels für Italien, besonders für die Kunst, Kultur und Geschichte dieses Landes, das er wiederholt bereiste. Im Juli 1873 wurde Windel sogar ein zweimonatiger Urlaub zur »Fortsetzung archäologischer Studien« gewährt. Im Antrag der Charité-Direktion an den Minister Dr. Falk heißt es: »Die wissenschaftliche Begabung und Strebsamkeit des Dr. Windel, dessen hervorragende Leistungen in unserem Krankenhaus wir bezeugen können, berechtigen zu der Erwartung, dass er die qu: Studien mit ernstem Eifer und zu bleibenden Nutzen betreiben werde.«⁶⁷ In dieser Vorliebe für Italien und einer »Überschätzung der sichtbaren Kirche und der Unkenntnis der Zustände in Rom und Italien« sah der Superintendent die Ursachen der »romanisierenden Neigungen« des jungen Predigers, der dem Superintendenten in dem Gespräch auch glaubhaft machen konnte, dass er die in der Jugendarbeit über Friedrich von Stolberg ausgesprochenen Ansichten inzwischen geändert habe. Ein Jahr später sprach der Generalsuperintendent Dr. Hoffmann mit Windel erneut über seine Einstellung zur katholischen Kirche. Windel habe ihn in dieser Besprechung überzeugt, »daß er von ganzen Herzen evangelisch und über frühere Gefahr längst hinweggekommen sei.«⁶⁸

Windel war ein Mann der Sprache, des Wortes. Seine Predigten und Bibelstunden waren es, die durch geistvolle Auslegung der Heiligen Schrift bestachen und Windel bekannt machten und sogar die Aufmerksamkeit am Hofe

erregten. »Seine Predigt war ja das Leben, das er lebte. Er lebte in seiner Predigt und seine Predigt lebte in ihm«. ⁶⁹ Das feine Gespür dieses Theologen und seine verständnisvolle Sensibilität nahm besonders die Königin Elisabeth für Windel ein. Aber auch zur Kaiserin Augusta und Auguste Viktoria hatte er ein besonders inniges Verhältnis.

Fontane und Windel schätzten einander. Neben den regelmäßigen Treffen im Hause Wangenheims besuchte Windel Fontane auch öfter im Johanniter-Haus in der Potsdamer Straße 134c. »Zwischen 5 und 6 kamen die ersten Gratulanten, die meisten verschwanden wieder, nur Zöllner und Pastor Windel blieben [...]«. ⁷⁰ Man plauderte, führte »intrikate politische Gespräche«.

Fontane zu Gast im Pfarrhaus an der Friedenskirche

Nach der Berufung Windels zum Hofprediger an der Friedenskirche kam Fontane mehrmals nach Potsdam. Nach Ostern 1881 wohnte er als Gast im Pfarrhaus an der Friedenskirche, unmittelbar am Eingang zum Park Sanssouci hinter dem mit den Initialen FW IV geschmückten Grünen Gitter.



Abb. 4: Pfarrhaus an der Friedenskirche. Foto: Klaus-Peter Möller

Die Hofpredigerwohnung befand sich im 1. Obergeschoß. Alte Pläne aus der Acta »Bauliche Unterhaltung der Friedenskirche«⁷¹, Band 1, ab 1876, lassen durch die Anordnung der Zimmer vermuten, dass sich das Gästezimmer im 1. OG, rechts, Südseite, befand. Hier hoffte er, die Ruhe zu finden, um ungestört aus den Briefen Friedrich Leopolds von Hertefeld aus Liebenberg, die Dokumentation »Vom 14. Oktober 1806 bis 18. Oktober 1813. Sieben Jahre Welt- und Landesgeschichte vom Standpunkt eines märkischen Herrensitzes aus«⁷² zusammenzustellen und wie er zu tun pflegte »Stil anzuputzen«. Wie es Fontane im »ruhigen« Pfarrhaus erging, schildert er seiner vertrauten Freundin Mathilde von Rohr ausführlich im Brief vom 6. Juni 1881: »Der ganze Potsdamer Aufenthalt war kürzer und namentlich unruhiger als gewünscht. Ich traf Oster-Montag am Abend ein und reiste Sonnabend nachmittag wieder ab. Ergibt nur 4 Tage. Und wie vergingen die? Gleich am Dienstag-Nachmittag musst ich nach Berlin ins Theater, und da das neue Stück sehr lange spielte, war ich erst um Mitternacht wieder in der Friedenskirche. Am Mittwoch hatte ich dann die Kritik zu schreiben, was bis 6 dauerte, um welche Zeit Friedel schon im Nebenzimmer wartete und nun holter die polter aufbrach, um die Kritik noch rechtzeitig auf die Vossische Zeitung zu schaffen. Am Freitag kamen Wangenheims, meine Frau und Martha (die gerade in Berlin war) auf Besuch und nahmen wieder einen Tag fort, so daß ich, außer den sehr gemütlichen Abendspaziergängen in Marly-Garten und Sanssouci, nur den Donnerstag zur Verfügung gehabt habe. An einen Abend, ich weiß nicht mehr an welchem, waren wir bei Graf Egloffsteins, wo furchtbar viel Gräfllichkeit und Christlichkeit versammelt war.«⁷³

Für Fontane waren solche Besuche wie beim Kammerherrn Graf Egloffstein »reine Zeitverschwendung«, ausgenommen sie dienten literarischen Recherchen und »Ich kriege, wie die Berliner sagen, meinen Preis heraus«.⁷⁴

Offensichtlich haben aber insgesamt die Potsdamer Tage bei Hofprediger Windel im Pfarrhaus Fontane gefallen, wie er Philipp von Eulenburg am 23. April 1881 mitteilte: »Seit acht Tagen bin ich hier im Pfarrhaus der Friedenskirche und verleve glückliche Tage«.⁷⁵ Es waren besonders die mehrstündigen interessanten Abendspaziergänge im Marly-Garten und in Sanssouci sowie die Plauderabende mit Windel.

Welch starken, bleibenden Eindruck diese Spaziergänge hinterlassen haben, zeigte sich vier Jahre später. Er benutzt diese Bilder, diese Atmosphäre der Abendspaziergänge in Sanssouci als Rahmen für das Gedicht »Auf der Treppe von Sanssouci« zum 70. Geburtstag von Adolph Menzel.⁷⁶

»Auf der Treppe von Sanssouci«
 7./8. Dezember 1885
 (Zu Menzels 70. Geburtstag)
 »Von Marly kommend und der Friedenskirche,
 Hin am Bassin (es plätscherte kein Springstrahl)
 Stieg ich treppan; die Sterne blinkten, blitzten,
 Und auf den Stufen-Aufbau der Terrasse
 Warf Baum und Strauchwerk seine dünnen Schatten,
 Durchsichtige, wie Schatten nur von Schatten.
 Rings tiefe Stille, selbst der Wache Schritt
 Blieb lautlos auf dem überreifen Boden,
 Und nur von rechts her, von der Stadt herüber,
 Erscholl das Glockenspiel.
 Nun schwieg auch das, ...«

Potsdam war aber auch Ausgangspunkt für gemeinsame Exkursionen in das Brandenburger Umland. Am 14. April 1882 teilte Fontane Windel mit: »Es wird also doch gereist; am 19. früh punkt 9 in Potsdam.«⁷⁷

Im Tagebuch notierte Fontane unter dem 19.4.82: »[...]um 8½ nach Potsdam, wo Hofprediger Windel aufstieg, und mit ihm gemeinschaftlich nach Brandenburg. Besuch bei Superintendent Golling; [...]«⁷⁸ Gemeinsam mit dem Küster besichtigte man die alte Peterskirche und den Dom. Am anderen Tag ging es weiter nach Dahlen. »Reizender, heittrer, anregender und unterhaltsamer Aufenthalt. [...] Pastor Windel sehr erheitert. Wir blieben bis zum 21. früh.«⁷⁹

Anfang Oktober fahren beide erneut nach Dahlen zu Herrn von Schierstädt.⁸⁰

»Auf dem Rückweg verweilten wir einen halben Tag auf Schloß Wiesenburg, ehemals Watzdorfisch, das jetzt der Gräfin Fürstenstein, geb. v. Watzdorf, gehört. Außer den Schierstaedts war auch der ehemalige württembergische Gesandte Graf Linden nebst Gemahlin zugegen. Das Ganze *sehr* interessant; Romankapitel comme-il-faut.«⁸¹

Windel hielt mit unwandelbarer Treue und tiefer Dankbarkeit am Königs- bzw. Kaiserhaus fest und durfte sich des Vertrauens des Herrscherhauses sicher sein. Immer wieder wurde er zu besonderen Anlässen herangezogen. So z.B. zu den Taufen der Söhne des Prinzen Wilhelm von Preußen am 11. Juni 1882 bzw. am 31. August 1884. Am 24. Juli 1888 hielt er in der Friedenskirche die Trauerrede auf Friedrich III. in Gegenwart des Kaiserhauses und aller hervorragenden Vertreter des gesellschaftlichen Lebens. Neben dem Roten Adlerorden vierter Klasse wurde Windel anlässlich des 30. Geburtstages von Kaiser Wilhelm II. am 27. Januar 1889 mit dem Kreuz der Ritter des Königlichen Hausordens von Hohenzollern ausgezeichnet.

Die letzten Lebensjahre

Mitte Januar 1885 erkrankte Dr. Windel schwer. Im Auftrag der Kaiserin Augusta wurde er zusätzlich zu dem behandelnden Arzt Dr. Ebmeier durch den kaiserlichen Leibarzt, den Geheimen Sanitätsrat Dr. Velten, eingehend untersucht. Die ärztliche Diagnose, eine mit »Herz- und Nervenleiden zusammenhängende Krafterschöpfung«,⁸² erforderte die sofortige Beurlaubung. Dr. Windel begab sich zu seinen Eltern nach Pyrmont, von dort aus zur Kur nach Meran. Seine Rückkehr zeigte er dem Königlichen Konsistorium der Provinz Brandenburg in einem Schreiben vom 7. April 1885 aus Obermais bei Meran an. Sein Gesundheitszustand sei soweit wieder hergestellt, dass er nach eigenem und ärztlichem Dafürhalten unbedenklich zum 15. Mai d. J. seine Amtsgeschäfte an der Friedenskirche zu Potsdam wieder aufnehmen könne.⁸³

Gleichzeitig wiederholte er seine Bitte um stärkere Unterstützung bei seiner Amtstätigkeit. Wegen der gewachsenen Zahl der Gemeindemitglieder und seines weiterhin schwachen Gesundheitszustandes regte er an, die bisherige Hilfspredigerstelle in ein Diakonat umzuwandeln. Der am 1. Oktober 1887 berufene Prediger Wilhelm Kritzinger wurde darauf hin am 1. April 1888 zum Diakonus⁸⁴ ernannt.

Aus den Tagebüchern Theodor Fontanes geht hervor, dass er »Korrespondenz mit Pastor Windel in Meran«⁸⁵ hatte und so auch über die bevorstehende Rückkehr seines Freundes informiert war.

»Wenn nur Potsdam gesünder wäre; es ist gesundheitlich ein erbärmliches Nest. Unser Pastor Windel kehrt jetzt, nach 4monatlicher Abwesenheit, wieder dahin zurück; die Malaria der »Friedenskirche« wird ihm aber nicht von Vorteil sein. Das ganze Terrain ist sumpfig.«⁸⁶

Sein Gesundheitszustand blieb labil. Im Mai 1887 schrieb sein behandelnder Arzt Dr. Ebmeier:

»Der Königliche Hofprediger Herr Dr. Windel leidet an Störungen in der Herznerventätigkeit, in Folge derselben an Störungen im Blutlauf, welche sich besonders durch zeitweise auftretenden Kopfdruck äußern. [...] Er bedarf jetzt dringend einer längeren Ruhe und Erholung und habe ich ihn eine achtwöchigen Kur in Kreuth angeraten.«⁸⁷

Es folgten jährliche Badereisen, besonders in seine Heimatstadt Pyrmont.

Anfang März 1890 verschlechterte sich sein Gesundheitszustand drastisch. Trotzdem hielt er am Ostermontag die Predigt an seine Gemeinde. Es sollte seine letzte Predigt werden.

Nach schweren Leiden starb er am 9. September 1890, kurz nach seinem 50. Geburtstag. Als Todesursache ist im Bornstedter Kirchenbuch »Herzbeutel-Wassersucht«⁸⁸ vermerkt. Die Trauerfeier für den verstorbenen Hofprediger fand am 12. September im Beisein der Mutter und der Geschwister in der

Friedenskirche statt. »Im Auftrag des Kaisers und der Kaiserin war der Kammerherr Graf Bernstorff erschienen und hatte einen prächtigen Kranz auf dem Sarge niedergelegt. Der Staatsminister a. D. Oberpräsident Dr. v. Achenbach, der Regierungspräsident, Graf Hue de Grais, der Oberbürgermeister Boie, der Konsistorialpräsident D. Hegel, der Geheime Rath Wiese, Graf Perponcher, und viele andere erwiesen dem Heimgegangenen die letzte Ehre. Generalsuperintendent Braun ließ der Verlesung der Schriftstellen ein Gebet folgen.«⁸⁹ Der 1. Pastor Wilhelm Kritzingen, Diakon an der Friedenskirche, hielt die Trauerrede. Im Mittelpunkt stand das vom Verstorbenen selbst ausgewählte Gotteswort »In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden«. (Joh. XVI. 33.)

Diese Aussage zog sich wie ein roter Faden durch sein Leben.

»Zwei Gewalten haben in seiner Brust mit seltener Heftigkeit und schonungsloser Ausdauer um den Sieg gerungen: Die Welt mit ihrer Angst und Christus mit seinem Frieden [...]. Mit der ihm eigenen philosophischen Unerbittlichkeit [...] bekannte er sich immer überzeugter zu jenem Werturteil St. Johannis: Die ganze Welt liegt im Argen! So erschien sie ihm als ein Schauplatz der Friede- und Freudlosigkeit, voll täuschender Lust und quälender Last, voll Sünde und Leiden, voll ohnmächtigen Ringens und gehässigen Streites [...]. Als eine Geburtsstätte der Angst hat er sie erkannt und erfahren. Aber dem trat sein christliches Glaubensbewußtsein entgegen mit dem Trost einer anderen besseren Welt [...].«⁹⁰

Dieser tiefe Pessimismus Windels zeigt sich auch deutlich im Brief Theodor Fontanes an Georg Friedländer vom 12. April 1888:

»Denn mein auch pessimistischer Freund Hofprediger Windel in Potsdam hatte Recht, als er mir neulich fast unter Thränen sagte: Ja, Schiller hat es getroffen ›Die Welt ist herrlich überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual‹. Und seiner Gemeinheit und Niedertracht darf man hinzusetzen.«⁹¹

Dass dieser Pessimismus nicht nur negativ wirkte, sondern auch eine fördernde humanitäre Seite haben konnte, darauf wies Theodor Fontane im Zusammenhang mit dem Schopenhaueranhänger Carl Ferdinand Wiesike hin: »Wiesike hatte das Mitleid und half immer, wo Hilfe verdient war.«⁹² Gleiches ließe sich auch von Carl Windel sagen. Auch er hatte das Mitleid und half, wo er konnte. Unter seiner Leitung wurde die Armenpflege mit großer Sorgfalt vielseitig und ausgedehnt aufgebaut.

Theodor Fontanes Ausspruch »[...] was in Sanssouci stirbt, das wird in Bornstedt begraben [...]«⁹³ traf auch auf Windel zu. Das Grab ist erhalten. Die Friedenskirchgemeinde setzte ihm einen Marmorstein in Kreuzform.



Abb. 5: Grabstätte, Foto Verf. 2007

Windel hatte einen eigenartigen Charakter. Friedrich Paulsen schrieb: »Es waren zwei Menschen in ihm [...]«⁹⁴ Liebenswert, charmant, sympathisch und formgewandt wie er war, konnte er aber auch streng, egoistisch, selbstüchtig, kalt und ungerecht sein. Diese Seite bekam besonders seine Cousine, Fräulein Boehmer, die Windel den Haushalt führte, zu spüren. Ein weiterer Wesenszug war sein Pessimismus, der, wie manche Zeitgenossen meinten, mit einer gewissen Menschenverachtung und sogar mit Hochmut einherging. Als evangelischer Hofprediger war er ein typischer Vertreter des protestantischen Preußentums. Tatsache ist aber auch, dass der Katholizismus lebenslang eine gewisse Faszination auf ihn ausübte. Er liebte Gesellschaften, in denen er mit seiner Gabe der Causerie brillieren konnte. Aber er lebte auch oft in großer Zurückgezogenheit, in der Einsamkeit, die er liebte:

» [...] haben mich nun die Salzburger Berge gehabt; dort habe ich mit Vorliebe in einem Capuziner-Kloster zugebracht. Der Frieden jener Stätte, das Abgestorben sein – der eiteln Welt gegenüber; und die vie intime in sich; die Religion des Träumens und der fromme, warme Traum der Religion – das Alles heimelte wieder mächtig an«.⁹⁵

Theodor Fontane brachte den zwiespältigen Eindruck, den Windel auf seine Zeitgenossen machte, auf den Punkt: »Sein Charakter: Mischung von

Strenggläubigkeit und Schopenhauer. Das zu vereinigen, war ein Kunststück.«⁹⁶ Windel schwor auf die Heilslehre. Er bestritt,

»[...] je nachdem laut oder leise, dass die Bildungs-, die Geschmacks-, die Kultur-Frage überhaupt etwas durch das Christentum Gefördertes, ja in seiner Echtheit erst Entstandenes sei, er bestreitet den Satz, dass schöne Menschlichkeit, wahre Humanität, ja selbst wahre Sittlichkeit erst von der Geburt des Heilands an datiere. Der Heiland brachte eben das Heil. C'est tout! Das Heil aber ist eine Jenseits-, nicht eine Diesseitsfrage«.⁹⁷

Windel kannte seine Schwächen genau und litt darunter. »Das bekannte er in tiefer Demut und leugnete es nicht. Mit welcher herzbeweglicher Inbrunst hat er immer in der Sakristei sein Beichtgebet gesprochen: »Ich armer, elender, sündiger Mensch«; und auf seinem Krankenbett es immer wiederholt: »Ich unnützer Knecht! Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes! Gott sei mir Sünder gnädig!«.⁹⁸

Trotz dieses eigenartigen Charakters, oder vielleicht gerade deshalb war der große Menschenbeobachter Fontane dem Hofprediger Windel jedoch »[...] außerordentlich zugetan und hielt große Stücke von ihm«.⁹⁹

In ähnlicher Weise äußerte sich auch der gleichfalls mit Windel befreundete Friedrich Paulsen: »Ich liebte ihn, nicht bloß um seines lebhaften, geistig überaus angeregten und anregenden Wesens willen, wie es in der spirituellen Unterhaltung hervortrat, sondern auch um seines im Grunde offenen und aufrichtigen Charakters und nicht zuletzt um der Ehrlichkeit willen, womit er die Schwächen seines schwierigen Naturells anerkannte und zu beherrschen suchte«.¹⁰⁰

Nach dem Tod Windels vermerkte Theodor Fontane in seinem Tagebuch:

»So ist in einem halben Jahr die kleine Wangenheimsche Tafelrunde: die beiden alten Wangenheims, Elsy v. W., Hofprediger Windel, Emilie und ich, bis auf den halben Bestand weggestorben: im Juni starb Herr von Wangenheim 83jährig, im September Hofprediger Windel erst 52 oder 53, jetzt Frau v. W., zwei Tage nach ihrem 77. Geburtstage. Dies sind schwere Verluste für uns, die unser gesellschaftliches Leben verändern.«¹⁰¹

Ein literarisches Denkmal für den Freund?

Auf bemerkenswerte Parallelen zwischen der Figurenkonstellation in Fontanes Roman *Graf Petöfy* und dem Kreis, der sich im Hause der Familie von Wangenheim versammelte, ist in der Literatur hingewiesen worden.¹⁰² Auffällig ist die Verschiedenheit der Konfession der Eheleute und die Lust an geistreicher Konversation, besonders über heikle Gesprächsthemen. In einem Brief an seine Frau bekräftigt Fontane, dass die in diesem Roman geschilderte Art der Gesprächsführung durchaus realistisch ist:

»[...] höher potenzierte Menschen von Geist und Wissen sprechen beständig

so, wie der alte Graf, Franziska, Phemi und Pater Feßler sprechen. [...] Denke Dir doch, wir sind mit Martha im Bade, Frau Kessler-Kahle ist auch da, und Windel und Frau v. Wangenheim kommen zu einer Kaffe- oder Thee-Plauderstunde hinzu. Da wird noch viel kühner, intrikater und geistreicher gesprochen.«¹⁰³

Dem Hofprediger Carl Windel soll Fontane in der Figur des Pater Feßler ein literarisches Denkmal gesetzt haben. In der Zeit, als der Roman *Graf Petöfy*¹⁰⁴ entstand, hatte Fontane besonders intensive Kontakte zu Carl Windel. Gemeinsam unternahmen sie Fahrten nach Brandenburg, Dahlen und Wiesenburg. Auch der Potsdamer Aufenthalt fällt in diese Periode. Theodor Fontane war wiederholt in Potsdam, um Freunde und Bekannte zu besuchen, Louis Schneider, Theodor Storm, Heinrich Wagener, Karl Zöllner oder Ludovica Hesekei und deren Mutter Elisabeth. Diese Besuche waren Tagesaufenthalte, Stippvisiten. Bei seinem einzigen längeren Aufenthalt in Potsdam vom 18. bis 23. April 1881 war Fontane Gast im Pfarrhaus an der Friedenskirche in Sanssouci bei Hofprediger Windel.

Es spricht einiges dafür, dass Hofprediger Windel eines der Vorbilder für die Figur des katholischen Paters Feßler in Fontanes Roman »Graf Petöfy« gewesen sein könnte. Eda Sagarra versucht darüber hinaus nachzuweisen, dass die Romanfigur Feßler in *Graf Petöfy* auch von Wilhelm Buschs Pater Filucius inspiriert sein könnte. » [...] zu Deutsch hieße Filucius Feßler«, ¹⁰⁵ auch Pater Filucius ist Liguorianer.

Wenn man berücksichtigt, dass sich Fontane bei der Benennung seiner Figuren oft von klanglichen Assoziationen leiten ließ, lässt sich als Vorbild für diese interessante Romanfigur auch eine andere historische Persönlichkeit namhaft machen, die von der Forschung zum Roman »Graf Petöfy« bisher nicht berücksichtigt wurde, der ungarische Theologe und Patriot Ignatz Aurelius Feßler. Theodor Fontane kannte Feßlers *Rückblicke auf meine siebenjährige Pilgerfahrt*¹⁰⁶ und verwendete sie als Quelle bei der Abfassung des Wanderungskapitels über Marquardt. Der Band Ost-Havelland enthielt im Anmerkungsteil sogar noch eine biographische Skizze über diese interessante Persönlichkeit.¹⁰⁷

Anmerkungen

Der Verfasser bedankt sich beim Theodor-Fontane-Archiv Potsdam, dem Domstiftsarchiv Brandenburg, dem Evangelischen Zentralarchiv Berlin, dem Archiv der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg sowie der Humboldt-Universität zu Berlin. Mein besonderer Dank gilt Klaus-Peter Möller und Armin Grundke.

1 THEODOR FONTANE: *Das Wangenheimkapitel*. In: HFA III/4. München 1973, S. 1058.

- 2 OTTO DRUDE: *Fontane und sein Berlin. Personen, Häuser, Straßen*. Frankfurt a.M.: Insel 1998, S. 350.
- 3 Im folgenden DSAB.
- 4 Im folgenden EZAB.
- 5 Im folgenden GStPrK.
- 6 Im folgenden UAH.
- 7 Stadtarchiv Pyrmont »Stammbaum der Familie Windel«.
- 8 Über Geburtsort und Geburtsdatum gibt es in der Literatur unterschiedliche Angaben. So gibt z.B. DRUDE (wie Anm. 2) Arolsen als Geburtsort an.
- 9 Die alte Landesschule in Korbach gehört zu den ältesten Schulen in Hessen, sie wurde im Jahre 1579 von den Grafen von Waldeck als höhere Schule für ihre Landeskinder gegründet.
- 10 UAH, Rep. 21 II. Nr. 103 »Vita Carl Windel«.
- 11 Universitätsarchiv Tübingen: Universitätsmatrikel. Signatur: 5/31, fol. 121 und Studienakte Carl Windel, Signatur: 40/252, Nr. 9.
- 12 Prof. Tobias Beck (1804 Balingen–1878 Tübingen) Prof. für systematische Theologie, zugleich Früh-, d.h. Hauptprediger. Bekannt für seine vollmächtigen Predigten. Gehörte zum »Schwäbischen Pietismus«.
- 13 Prof. Gustav Friedrich Oehler (1812 Ebingen – 1872 Tübingen). Lutherischer Theologe. Seit 1849 Mitglied des Dt. Ev. Kirchentag. Ab 1852 in Tübingen akribischer Prof. für das Alte Testament. 1861 Rektor. Quelle: http://en.wikipedia.org/wiki/Gustav_Friedrich_Oehler (27.1.2011).
- 14 Prof. Dr. Hubert von Luschka (1820 Konstanz–1875 Tübingen). War einer der renommiertesten Anatomen des 19. Jahrhunderts. Forschte über fast alle Bereiche des menschlichen Körpers.
- 15 Wie Anm. 10, Anschreiben an die Universität Halle vom 12. Juli 1865. Die in Latein verfasste Dissertation liegt nur handschriftlich im Umfang von 181 Seiten vor. Signatur. Rep. 21 I Nr. 50.
- 16 Prof. Dr. Julius Zacher (1816–1887). Prof. für Germanistik in Halle. 1848 war er mit der Katalogisierung der Meusebachschen Bibliothek betraut. Vgl. LOTHAR WEIGERT: »Baumgartenbrück ist nicht sehr grosz, sondern nur sehr schön«. In: *Fontane Blätter* 87 (2009), S. 65.
- 17 Wie Anm. 10, Niederschrift über die mündlichen Prüfungen am 2. August 1865.
- 18 Ebd. Stellungnahme Prof. Dr. Erdmann zur Dissertation.
- 19 CARL WINDEL: *Graf Friedrich Leopold Stolberg*. In: *Katholischer Broschüren-Verein*. Zweiter Jahrgang No. 6 Frankfurt a. Main 1866. Verlag für Kunst und Wissenschaft. (G. Hamacher)
- 20 Die 1710 von Friedrich I. als Pesthaus gegründete Charité wurde 1727 zur »Lehr- und Heilanstalt« und damit zur ersten medizinischen Bildungsanstalt in Deutschland. Bis zum Bau der Kapelle 1900–1901 fanden die Gottesdienste in

- den Anstaltsgebäuden und auch im Speisesaal statt.
- 21 Evangelisches Landesarchiv Berlin: Akte 14/11644. Schreiben vom 13. März 1879. Seite 1/2.
 - 22 Stadt in Frankreich an der Côte d'Azur.
 - 23 Das Kaiserin-Augusta-Hospital wurde 1868 auf Initiative Königin Augusta als Lazarett errichtet. Später übernahm die Charité den zivilen Krankenhausbetrieb.
 - 24 Deutsches Literaturarchiv Marbach: Cotta-Verlag. A4, Brief vom 24. Februar 1868.
 - 25 Zum Frommen Andenken an Dr. Carl Windel, weiland Pfarrer an der Friedenskirche und Königlicher Hofprediger zu Potsdam. Trauerrede bei der Begräbnisfeier am 12.9.1890 Potsdam. Verlag von W. O. Link.
 - 26 GStPK I Rep. 76 Kulturministerium VIII D Nr. 105 Allerhöchstes Handschreiben Ihrer Majestät der Königin Witwe an den Königlichen Staatsminister von Mühlen vom 3. Juni 1871.
 - 27 ELAB: Akte 14/3537 vom 24. April 1873.
 - 28 Ebd. Bestätigung der Vokation vom 6. Mai 1873.
 - 29 Wie Anm. 1, S.1051.
 - 30 Ebd. S.1052.
 - 31 THEODOR FONTANE: »*Sie hatte nur Liebe und Güte für mich*«. *Briefe an Mathilde von Rohr*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER. Berlin 2000: Aufbau Taschenbuch Verlag. Brief vom 26. März 1874. S. 213.
 - 32 THEODOR FONTANE: *Briefe an Karl und Emilie Zöllner*. HFA IV/2, Brief vom 14. Juli 1873, S. 435.
 - 33 THEODOR FONTANE: *Gedichte*. GBA, Band 3, Hrsg. von JOACHIM KRUEGER und ANITA GOLZ. Berlin 1995. S. 232.
 - 34 Friedrich Paulsen (1846 Langenhorn bei Niebüll–1908 Berlin-Steglitz). Pädagoge und Philosoph. Gilt als geistiger Vater des modernen Gymnasiums.
 - 35 Ferdinand Tönnies (1855 bei Oldenswort–1936 Kiel). Soziologe, Nationalökonom und Philosoph. Als Gymnasiast war Tönnies Korrekturgehilfe von Theodor Sturm in Husum, mit dem ihn später Verehrung und Freundschaft verband.
 - 36 Johannes Heller (1851 Travemünde–1880 Berlin). Historiker-Freund von F. Paulsen.
 - 37 CARL WINDEL: *Gedenk-Worte, gesprochen am Sarge des Privatdozenten Dr. phil. J. Heller, am 28. November 1880 zu Berlin*. Buchdruck der Volkszeitung.
 - 38 Justus von Gruner (1807–1885). Preußischer Diplomat. Sohn des ersten Königlichen Polizeipräsidenten von Berlin.
 - 39 FRIEDRICH PAULSEN: *Aus meinen Leben*. Hrsg. von D. LOHMEIER und TH. STEENSEN. Nordfriiks Institut 2008. S. 235.
 - 40 THEODOR FONTANE: *GBA Tagebücher 1866–1882/1884–1898*. Hrsg. von

- GOTTHARD ERLER unter Mitarbeit von THERESE ERLER. Berlin 1995. Tagebuch vom 22. April 1881, S. 110.
- 41 Wie Anm. 39, S. 345. Theodor Fontane schrieb am 14. März 1897 an Paulsen: »Gestern habe ich Ihren kleinen Artikel in der Vossin über den wunderbaren und auch wieder nicht wunderbaren Einfluß Nietzsches auf unsere Reservelieutenants und die, die's werden wollen, gelesen. Es drängt mich, Ihnen aus vollen Herzen dafür zu danken. Ich kann mich nicht entsinnen, in einer Kritik oder einen Essay jemals eine Stelle von gleicher Wirkung auf mich gelesen zu haben [...].« THEODOR FONTANE: *Briefe an Friedrich Paulsen*. In *500 gezählten Faksimiledrucken*. Bern 1949. Verlag Karl Dürer.
- 42 Moritz Lazarus (1824–1903) Psychologe und Philosoph. Zusammen mit seinem Schwager Heymann Steintahler Mitbegründer der Völkerpsychologie. Rütli-Mitglied (Leibniz) seit seiner Gründung.
- 43 Johann Friedrich Herbart (1776 Oldenburg–1841 Göttingen) Philosoph, Psychologe und Pädagoge, der über den deutschen Sprachraum hinaus als Klassiker der Pädagogik gilt. Wikipedia Zitat: Humboldt-Universität Berlin Jacob- und Wilhelm-Grimm-Zentrum. Abteilung Historische Sammlungen. Signatur I,288. Brief Windel an Lazarus vom 21. Mai 1876. S. 1.
- 44 Briefe THEODOR FONTANE an Lazarus. In: *Fontane Blätter* 1984/1, Heft 37 der Gesamtreihe. S.412–417. Fortsetzung in *Fontane Blätter* 1986/2, Heft 42 der Gesamtreihe. Hrsg. und kommentiert von JOACHIM KRÜGER. S.369–383. Brief vom 22.5.1876, Heft 42. S. 370.
- 45 Humboldt-Universität Berlin. Jacob- und Wilhelm-Grimm-Zentrum. Historische Sammlungen. Brief Windel vom 17.1.1880 an Lazarus. Signatur I, 468. S. 2.
- 46 Ebd. Brief vom 29.7.1878, Signatur I, 393. S. 7. »Daheim Roman«. Der Vorabdruck von *Vor dem Sturm* erfolgte in der Wochenzeitschrift *Daheim* Nr.14 am 5. Januar 1878 bis Nr. 51 am 21. September 1878.
- 47 Wie Anm. 39, S. 345. Paulsen veröffentlichte eine kurze Besprechung des Romans *Vor dem Sturm* am 25.11.1897 im Leipziger Blatt *Die Christliche Welt*. P. GOLDAMMER geht ausführlich in den *Fontane Blättern* Heft 56 (1993), S. 48 ff. in dem Beitrag *Nietzsche-Kult – Antisemitismus – und eine späte Rezension des Romans Vor dem Sturm*. Zu Fontanes Briefen an Friedrich Paulsen darauf ein.
- 48 Wie Anm. 39, S. 345/346.
- 49 Die Friedenskirche, kunsthistorisches Kleinod am Parkeingang von Sanssouci, wurde von Ludwig Persius nach Ideen König Wilhelms IV. entworfen. Mit dem Bau der Kirche wurde genau 100 Jahre nach der Grundsteinlegung von Schloss Sanssouci (14. April 1745) begonnen. Die Einweihung wurde am 24. September 1848 gefeiert. Weitere 100 Jahre später, am 14. April 1945, flog die britische Luftwaffe den verheerenden Bombenangriff auf Potsdam. Heym: Erzieher des Prinzen Karl und später Pfarrer an der Heilandskirche in Sacrow. Ab 1848

- an der fertig gestellten Friedenskirche Pfarrer und Hofprediger.
- 50 EZAB: (ZA 5129/09). Signatur EZA 7/12682. Schreiben WINDEL an Kaiser vom 23.1.1879.
- 51 Ebd. Schreiben des Kaisers an den Minister des Königlichen Hauses und den Ev. Oberkirchenrat vom 13.2.1879.
- 52 Prediger Persius, Lothar Ludwig Konrad (1832–1903). Sohn des Oberbaurates Ludwig Persius und Pauline Sello. (vgl. THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Dritter Teil: Havelland. Hrsg. von GOTTHARD ERLER und RUDOLF MINGAU. Berlin und Weimar 1991, S. 255). Ab 1868 Pfarrer an der Heilig-Geist-Kirche in Potsdam.
- 53 Wie Anm. 21 Seite 4
- 54 GStPrK: HA I Rep. 89. Geheime Zivilkabinett Nr.23357, Brief vom 19.6.1879.
- 55 In der Gruft unter der Friedenskirche befinden sich die schlichten Zinn-Sarkophagen des Königspaares Friedrich Wilhelm IV. und Elisabeth. »Eine Rampe führt dort hinab, denn Königin Elisabeth war im Alter auf den Rollstuhl angewiesen. Sie besuchte die Ruhestätte häufig, um in stiller Andacht ihres Gatten zu gedenken, bis auch sie 1873 hier beigesetzt wurde.« Festschrift 100 Jahre Friedenskirche. Hrsg. vom Gemeindegemeinderat. Kunstverlag PEDAS Passau 1998, S. 26.
- 56 GStPrK: HA I Rep. 76, VII D Nr. 105. Schreiben des Ministers des Königlichen Hauses an den Königlichen Staatsminister und Minister der geistlichen Angelegenheiten vom 19.6.1879. Als Stolgebühren, Accidenzien bezeichnet man Gebühren bzw. Vergütungen für die kirchlichen Handlungen u. a. Taufe, Trauung, Begräbnis. Ausgenommen hiervon sind das Abendmahl, die Beichte und die Krankensalbung. Quelle: Wikipedia.
- 57 THEODOR FONTANE: *Der Ehebriefwechsel 1873–1898*. GBA. Brief vom 29.5.1879 an Emilie Fontane. Berlin 1998, S. 159.
- 58 Kögel, Rudolf (1829–1896). Protestantischer Theologe und Kirchenpolitiker, ab 1863 Hof-, seit 1880 Oberhofprediger in Berlin.
- 59 Wie Anm. 57, Brief an Emilie Fontane vom 6.5.1879. [Versehentlich für: 6. Juni]. Seite 165.
- 60 EZAB: (ZA 5129/09). Signatur: EZA 7/12682. Brief Windel vom 31.3.1881 an Kaiser.
- 61 Ebd. Brief Kirchenrat vom 4.4.1881 an Kaiser (Anlage zum Schreiben vom 31.3.1881). Dr. theol. und phil. Wiese. Ludwig (1806 Herford–1900 Potsdam). 1852 Geheimrat im preußischen Kultusministerium.
- 62 Wie Anm. 60, Allerhöchster Erlaß vom 27.6.1881.
- 63 GStPrK: I HA Rep. 89. Geheime Zivilkabinett Nr. 23357 (42205). Dankesbrief an Kaiser vom 8.7.1881.
- 64 Wie Anm. 1, S. 1059.

- 65 In einem Brief vom 6. November 1896 an Erich Schmidt bedankt sich Theodor Fontane für die »genußreiche« Lektüre in der *Rundschau* über Platen und die Homosexualität. Fontane weist dabei auf seine Freundschaft mit Hofprediger Windel hin, ohne ihn beim Namen zu nennen. »Ich habe mehrere solche Personen von der ›milderen Observanz‹ [...] kennen gelernt und kann aus eigenen Wahrnehmungen bestätigen, daß es solche eigentümlich ›unglücklich Liebende‹ gibt. Mit einem, noch dazu einem Hofprediger, war ich sehr befreundet und gewann durch seine confessions Einblick in diese Dinge. Er bekannte sich ganz offen dazu; was er durfte, da man bloße Gefühle nicht vor Gericht stellen kann.« HFA IV/4, S. 608.
- 66 Wie Anm. 1, S. 1059.
- 67 GStPrK: HA I Rep. 76, VIII Nr. 105 (42143). Schreiben der Charité-Direktion an Minister Dr. Falk vom 22.7.1873.
- 68 Wie Anm. 21, S. 2.
- 69 Wie Anm. 25, S. 4.
- 70 THEODOR FONTANE: *Werke, Schriften und Briefe*. Briefe Band 2 (1860–1878) Hrsg. von WALTER KEITEL und HELMUTH NÜRNBERGER. München. Brief an B. v. Lepel vom 31.12.1875.
- 71 DSAB: *Acta Bauliche Unterhaltung der Friedenskirche zu Potsdam* Band 1, Signatur EI/9. Grundriss von Erdgeschoß und I. Obergeschoß der Hof-Prediger-Wohnung.
- 72 Vgl. THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Fünfter Teil: *Fünf Schlösser*. Anhang zum Kapitel *Liebenberg*. Hrsg. von GOTTHARD ERLER und RUDOLF MINGAU unter Mitarbeit von THERESE ERLER. Berlin und Weimar. S. 421 f.
- 73 Wie Anm. 31, Brief vom 6. Juni 1881, S. 272.
- 74 Ebd., S. 273.
- 75 THEODOR FONTANE: HFA IV/3, Brief an Philipp zu Eulenburg vom 23.4.1881. Brief Nr. 125, S.130/131.
- 76 Wie Anm. 33, Band 1, S. 250.
- 77 THEODOR FONTANE: *Briefe an die Freunde. Letzte Ausgabe*. Band II, Hrsg. von FRIEDRICH FONTANE und HERMANN FRICKE. Berlin 1943. S. 354.
- 78 Wie Anm. 40, S. 168.
- 79 Ebd. S. 169.
- 80 Der Grund für die zweimalige Reise Fontanes mit Windel nach Dahlen zu Hermann von Schierstädt konnte nicht ermittelt werden. Der Urenkel, Dr. Hans-Friedrich von Schierstädt, teilte mit, dass alle Dokumente (Gäste- oder Tagebücher etc.) einschließlich einer wertvollen, umfangreichen Bibliothek in den Kriegswirren 1945 verloren gingen.
- 81 Wie Anm. 40, S.180/181.

- 82 EZAB: (ZA 5229/09). Signatur: EZA 7/12682. Schreiben vom 31.1.1885.
- 83 Ev. Landesarchiv Berlin: Akte 14/11.644. Schreiben Windel aus Obermais bei Meran vom 7.4.1885.
- 84 DSAB: »Die Friedenskirche bei Potsdam 1848–1898«. Krämersche Buchdruckerei 1898. Rep. Nr. 45. S. 54/55. 1848 zählte die Gemeinde mit den Fialen Bornstedt und Nedlitz 3600 Seelen. 1882 betrug sie 8000 Seelen.
- 85 Wie Anm. 40, S. 225.
- 86 Wie Anm. 31, S.295. Brief vom 24.4.1885.
- 87 EZAB: (ZA5129/09). Signatur: EZA 7/12682. Schreiben vom 15.5.1887.
- 88 DSAB: Kopie aus dem Gesamtkirchenbuch der ev. Kirchengemeinde Bornstedt. Mikrofiche-Signatur: MF 21167. Herzbeutel-Wassersucht: Anhäufung von Flüssigkeit im Herzbeutel, welche im Verlauf der Herzbeutelentzündung eintritt. Meyers Konversations-Lexikon 1888, Band 8, S. 455.
- 89 *Vossische Zeitung* Nr. 428 vom 13.9.1890, 1. Seite der 1. Beilage.
- 90 Wie Anm. 25. S. 7.
- 91 THEODOR FONTANE: *Briefe an Georg Friedlaender*. Brief vom 12.4.1888. Hrsg. und erläutert von KURT SCHREINER. Heidelberg 1954. S.88.
- 92 Wie Anm. 72, Kapitel *Plaue a. Havel*, S.141.
- 93 Wie Anm. 52, S. 254.
- 94 Wie Anm. 39, S. 245.
- 95 CONRAD HÖFER: *Theodor Fontane und die Familie von Wangenheim*. Aus dem Nachlass herausgegeben von CONRAD HÖFER. Brief von Pastor Dr. Windel an Theodor Fontane vom 18.7.1882 aus Pymont. Privatdruck, S. 91.
- 96 Wie Anm. 1, S. 1058.
- 97 Wie Anm. 1, S. 1061.
- 98 Wie Anm. 25, S. 8.
- 99 Wie Anm. 1, S. 1059.
- 100 Wie Anm. 39, S. 245.
- 101 Wie Anm. 40, Januar bis Mai 1891, S. 252–253.
- 102 Wie Anm. 95, S. 99/100.
- 103 Wie Anm. 57. Brief vom 13. Juni 1884 aus Thale. S. 394/395.
- 104 Die ersten Vorarbeiten zum Roman *Graf Petöfy* entstanden 1880. Die eigentlichen Arbeiten begannen im Januar 1881. *Graf Petöfy* erschien zuerst im Juli/August 1884 in der *Deutschen Roman-Bibliothek zu Über Land und Meer*, die Buchausgabe erschien im Oktober 1884.
- 105 EDA SAGARRA: »Und die Katholschen seien, bei Licht besehen, auch Christen«. *Katholiken und Katholischsein bei Fontane: Zur Funktion eines Erzählmotivs*. In: *Fontane Blätter* 59/1995 S. 45.
- 106 IGNATZ AURELIUS FESSLER: *Rückblicke auf seine siebenjährige Pilgerschaft*. Breslau, W. G. Korn, 1824.

107 THEODOR FONTANE: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. Dritter Teil: *Ost-Havelland*. 1873, S. 440–441. Dieser Exkurs wurde von GOTTHARD ERLER (GBA Havelland) erneut in den Anhang zum Kapitel *Marquardt* aufgenommen. S. 598.